Orley Farm.

Ein Roman

von

Anthony Trollope,

Verfasser von „Doctor Thorne“, „Die Bertrams“, „Schloß Richmond“, „Pfarrhaus Framley“ ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1865.

Orley Farm.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Was Bridget Bolster zu sagen hatte.

Die Mitte des Winters war allerdings nicht die geeignetste Zeit, um die Naturschönheiten in der Umgegend von Hamworth in Augenschein zu nehmen. Nichtsdestoweniger wurden bald nach Weihnacht zwei Zimmer von einem einzelnen Herrn bezogen, welcher eine Woche hier zu verweilen gedachte und, wie es schien, in keiner andern Absicht hierher gekommen war, als um sich zu amüsiren.

Dieser Gentleman war Mr. Crabwitz.

Das Haus, in welchem er wohnte, war mit einem beträchtlichen Grade von Umsicht ausgewählt. Die Wirthin dieses Hauses war eine saubere, ordnungsliebende alte Wittwe, unter dem Namen Mistreß

Trump bekannt. Dabei wußte man auch, daß Mistreß Trump von ihrem verstorbenen Manne keinen Schilling geerbt hatte und nicht im Stande gewesen wäre, dieses gemüthliche kleine Haus zu miethen und aus ihren eigenen Mitteln vollständig zu möbliren.

Nun war Mistreß Trump's Logirhaus gerade eine der Ketten, welche Samuel Dockwrath immer glühend erhielt, im Fall seinen sechzehn Kindern ein Mal ein ungünstiges Schicksal beschieden war. Er hatte dieses Haus gepachtet und dann und wann, während noch daran gebaut ward, einige Pfund darauf vorgeschossen. Dann hatte er es möblirt und Mistreß Trump übergeben. Mistreß Trump erhielt von ihm Lohn und gewisse Procente, alle Miethzinsen aber mußten an ihn bezahlt werden.

Alles Dies hatte Mr. Crabwitz ausgegattert, ehe er sich selbst in diesem Hause einmiethete.

Nachdem er sich so darin festgesetzt, begann er mit Mistreß Trump über Mr. Dockwrath zu sprechen. Er gehörte, wie er ihr im Vertrauen mittheilte, ebenfalls zur Zunft der Juristen. Von Mr. Dockwrath hatte er auch gehört und meinte, er werde sich freuen, wenn Dieser ihn ein Mal des Abends auf ein Glas Grog besuchen wolle.

„Es ist ein ganz verteufelt gescheidter Advocat," sagte Mistreß Trump.

„Und sein Geschäft geht wohl gut?" fragte Mr. Crabwitz.

„Mr. Dockwrath ist allerdings ein Mann, der Alles versteht. Er hat aber eine ganz vertrackt zahlreiche Familie, und seine Einkünfte gehen daher, wie groß sie auch sein mögen, Null für Null auf."

Mr. Dockwrath kam jedoch seinem Miethsmann am ersten Abend nicht zu nahe, und Mr. Crabwitz machte Bekanntschaft mit Mistreß Dockwrath, ehe er noch ihren Gatten gesehen Die Sorge für die sechzehn Kinder und die Verpflegung derselben war, wie es schien, nicht so lästig, daß Mistreß Dockwrath nicht dann und wann einen Augenblick Zeit übrig behalten hätte, um nachzusehen, ob Mistreß Trump das Meublement gehörig abstäubte und keins der Dockwrath'schen Gesetze überträte.

Diese Gesetze waren sehr streng, und so oft sie übertreten wurden, traf der Zorn des Eigenthümers gewöhnlich Mistreß Dockwrath's Haupt.

„Hoffentlich finden Sie Alles bequem, Sir," sagte die arme Miriam, die gerade, als Crabwitz sein Diner beendet hatte, an die Thür pochte.

„Ja, ich danke Ihnen; es ist Alles gut und schön. Habe ich vielleicht die Ehre, mit Mistreß Dockwrath zu sprechen?"

„Ja, Sir. Ich bin Mr. Dockwrath's Frau, und

da das Zimmer uns gehört, so erlaubte ich mir, nachzusehen, ob es vielleicht an Etwas fehlt."

„Sie sind sehr freundlich. Nein, es fehlt an Nichts. Ich würde mich jedoch freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen, wenn Sie einen Augenblick verweilen wollten. Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?" fragte Mr. Crabwitz und reichte Miriam einen Stuhl.

„Nein, Sir, ich danke Ihnen; ich will Sie nicht stören."

„Sie stören durchaus nicht, Mistreß Dockwrath. Ich bin nämlich auch Jurist und würde mich sehr freuen, die Bekanntschaft Ihres Herrn Gemahls zu machen. Ich habe seinen Namen in der jüngsten Zeit sehr häufig in Bezug auf einen famosen Prozeß nennen hören, bei welchem er betheiligt ist."

„Sie meinen doch nicht den Orley=Farm=Prozeß?" fragte Mistreß Dockwrath sofort.

„Ja wohl, diesen meine ich."

„Und diesen Prozeß betreibt mein Mann jetzt, Sir?" fragte Mistreß Dockwrath mit großem Interesse.

„Genau weiß ich es nicht, aber ich denke mir's. Wenn ich eine solche Frau hätte, wie Sie sind, Mistreß Dockwrath, so würde ich sie in Bezug auf meine Berufsgeschäfte nicht außer Zweifel lassen."

„Ich weiß wirklich Nichts davon, Mr. Cooke," antwortete Mistreß Dockwrath.

Mr. Crabwitz verweilte nämlich unter dem Namen Cooke in Hamworth.

„Ich weiß wirklich Nichts davon, Mr. Cooke," sagte Mistreß Dockwrath, „und bekümmere mich auch in der Regel nicht um die Geschäfte meines Mannes. Dieser Orley=Farm=Prozeß aber macht mich sehr unruhig, und ich wünschte, daß mein Mann denselben ruhen ließe."

Es ward Mr. Crabwitz nun sehr leicht, Mistreß Dockwrath's Ansicht über die ganze Angelegenheit herauszulocken.

Noch denselben Abend gegen neun Uhr begab Mr. Dockwrath sich zu seinem Miethsmann und ließ sich überreden, ein Glas Grog mit ihm zu trinken und eine Cigarre mit ihm zu rauchen.

„Meine Frau sagt mir, daß Sie ein Berufsgenosse von mir seien, Sir," hob er an.

„Allerdings; ich bin auch Jurist, Mr. Dockwrath."

„Sie prakticiren wohl als Anwalt in London?"

„Nein, auf eigene Faust gerade nicht. Ich verwende meine Zeit hauptsächlich auf Arbeiten für Gerichtsadvocaten. Es ist Dies gar kein übler Erwerb, denn es giebt in diesem Fache viel zu thun."

„Ah, Das glaube ich," sagte Mr. Dockwrath, der nun anfing, den Gönner zu spielen.

Mr. Crabwitz war Dies allerdings nicht sehr

angenehm, da er aber eine Absicht zu erreichen hoffte, so ließ er es sich gefallen.

„Es wird jetzt in London viel von dem Orley=Farm=Prozeß gesprochen," hob er wieder an, „und ich höre dabei fast alle Mal Ihren Namen nennen. Ich hatte keine Ahnung, daß ich, als ich dieses Zimmer hier miethete, in ein Haus käme, welches diesem Mr. Dockwrath gehörte."

„Ja, ich bin ganz Derselbe, Sir," sagte Mr. Dockwrath, indem er an die Decke hinaufblickte und eine Rauchwolke aus dem Munde blies.

Er war von Haus aus eben so klug, als Crabwitz, und ließ sich nicht so leicht überlisten, in Bezug auf den Orley=Farm=Prozeß aber war er durchaus nicht abgeneigt, mit der Sprache herauszugehen.

„Ich habe," sagte er, „diesen Prozeß aus öffentlichen Beweggründen aufgenommen, Mr. Cooke, und gedenke ihn auch durchzuführen. Uebrigens will ich Ihnen Etwas sagen. Der junge Mason — das heißt der Sohn (der Wittwe) des alten Mannes, der das Testament gemacht hat —"

„Oder vielmehr, der es nicht gemacht hat, wollen Sie sagen."

„O ja, das Testament hat er gemacht, nur das Codicill nicht. Ich meine, dieser junge Mason hat auf das Besitzthum nicht mehr Recht, als Sie oder ich."

„Die allgemeine Ansicht unter den Juristen in London ist aber, daß Lady Mason Stand halten und ihre Sache aus allen Kräften zu vertheidigen suchen werde. Wenigstens behaupten Dies Round's Leute."

„Ich frage den Teufel nach Round oder seinen Leuten. Für Joseph Mason wäre es besser, wenn Round und Crook sich gar nicht mit der Sache befaßten. Dieselbe ist vollkommen klar, und selbst der alte Furnival, eine so große Meinung er auch von sich hat, ist nicht im Stande, seine Clientin zu retten."

„Hat Der auch Etwas damit zu thun?" fragte Mr. Cooke.

„Ja wohl hat der schlaue alte Fuchs damit zu thun. Ich glaube ganz bestimmt, wäre er nicht, so gäbe sie den Kampf auf und bäte auf den Knieen um Gnade."

„Die ihr aber, nach Dem, was ich von Joseph Mason gehört, schwerlich zu Theil werden würde."

„Das Besitzthum müßte sie allerdings auf jeden Fall herausgeben. Und selbst dann weiß ich nicht, ob er sie so ohne Weiteres laufen ließe."

Und nun theilte er, Mr. Dockwrath, seinem Miethsmann einige von den nähern Umständen des Falles mit.

Erst am vierten Abend jedoch war die Vertraulichkeit zwischen den beiden Herren so weit gediehen,

daß Mr. Crabwitz sich in den Stand gesetzt sah, seinen kleinen Plan zu verwirklichen.

Mr. Dockwrath hatte an diesem Tage Nachricht erhalten, daß am nächstfolgenden, Mittags, Mr. Joseph Mason und Bridget Bolster bei den Herren Round und Crook in Bedford Row sein würden, und daß er, wenn es ihm beliebte, dieser Besprechung beiwohnen könne.

„Dies beliebt mir allerdings," sagte er bei sich selbst, als er diesen Brief erhielt, und am Abend erwähnte er gegen seinen neuen Freund das Geschäft, welches ihn den nächsten Tag nach London führen würde.

„Wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, Mr. Dockwrath," sagte Crabwitz, „so würde ich an Ihrer Stelle mich von der ganzen Sache fernhalten."

„Warum?"

„Weil Ihnen unmöglich Etwas daran liegen kann, diese arme Frau in's Unglück zu stürzen."

„Ach, was da! Hier handelt es sich um das Recht."

„Um das Recht? Wer will wohl sagen, was nach zwanzigjährigem Besitz Recht oder Unrecht ist? Selbst nach Ihrer Darstellung der Sache zweifle ich nicht, daß das Codicill wirklich den Wunsch des alten Mannes ausdrückt. Natürlich haben Sie den eigenen

Gewinn dabei im Auge, und ich sollte meinen, es müßten für Sie auch auf andere Weise tausend Pfund zu verdienen sein."

„Ich weiß nicht, wie Sie Das meinen, Mr. Cooke."

„Ach, stellen Sie sich doch nicht so kurzsichtig. Dergleichen Dinge kommen ja alle Tage vor. Sie besitzen die Geschäftsregistrande Ihres verstorbenen Schwiegervaters, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Nun, so verbrennen Sie dieselbe, oder lassen Sie sie irgendwo hier herum liegen, damit Jemand anders sie verbrennen kann."

„Da müßte ich aber erst die tausend Pfund sehen."

„Natürlich würden Sie nicht eher Etwas thun, als bis Sie in dieser Beziehung Ihrer Sache sicher wären. Nur von Round und Crook würden Sie morgen fernbleiben. Wenn der Prozeß bei den nächsten Assisen fallen gelassen würde, so würde das Geld auch da sein."

„Und wo sollte es herkommen?" fragte Mr Dockwrath, nachdem er eine Weile nachgedacht.

„Dafür würde ich schon sorgen."

„Wohl gegen einen Antheil an der Summe?"

„Nein, durchaus nicht," antwortete Crabwitz, und setzte dann, wohl einsehend, daß er ein persönliches

Interesse an der Sache zeigen müsse, hinzu: „Wenn ich auch eine Kleinigkeit dabei verdiente, so würde dieselbe doch nicht von Ihrem Honorar in Abzug gebracht werden."

„Darf ich fragen," hob Mr. Dockwrath, nachdem er abermals eine Weile nachgedacht, wieder an, „darf ich fragen, ob Sie ein persönliches Interesse in dieser Angelegenheit haben?"

„Nein, nicht im Geringsten — das heißt, jetzt noch nicht."

„Und Sie sind nicht in der Absicht hierher gekommen —"

„Nein, durchaus nicht. Ich sehe aber sofort ein, daß Dies einer von den Fällen ist, in welchen ein Vergleich als die klügste Lösung der Schwierigkeit betrachtet werden muß. Ich habe in dergleichen Dingen einige Erfahrung, Mr. Dockwrath."

„Es wird aber kaum gehen," sagte Mr. Dockwrath. „Round und Crook haben alle Data, und Joseph Mason hat dieselben auch. Das Original jenes Geschäftsvertrages wird vorgelegt werden, und man weiß, auf welche Zeugen man sich zu berufen hat. Nein, Sir, ich habe diesen Prozeß aus öffentlichen Gründen angeregt und bin gesonnen, ihn auch durchzuführen. Als Repräsentant des Anwalts des verstorbenen Sir Joseph Mason bin ich gewissermaßen

verbunden, es zu thun, und, bei'm Himmel, Mr. Cooke, ich werde meiner Pflicht nicht untreu werden."

„Daran thun Sie allerdings ganz recht," sagte Mr. Crabwitz, indem er noch ein Glas Grog mischte.

„Ich weiß, daß ich recht handle, Sir," sagte Dockwrath, „und wenn man Das weiß, so gereicht es zur inneren Befriedigung."

Crabwitz sah nun ein, daß er in Hamworth Nichts nützen könne, blieb aber vollends bis zu Ende der Woche, um keinen Verdacht zu erregen.

Am nächstfolgenden Tage reis'te Mr. Dockwrath nach London mit dem festen Entschluß, seinen ursprünglichen Plan zur Ausführung zu bringen.

Er hatte sich bemüht, mit Mistreß Bolster eine Privatbesprechung zu haben, ehe Matthew Round sie spräche, aber es war ihm nicht gelungen.

Mistreß Bolster war eine kluge Frau und hatte ihm, wahrscheinlich auf Anrathen, geschrieben, sie sei aufgefordert, in dem Bureau der Herren Round und Crook zu erscheinen, und dort werde sie Alles sagen, was sie über die Sache wisse. Gleichzeitig sendete sie ihm die Geldanweisung, die er ihr übermacht, wieder zurück.

Punkt zwölf Uhr war er in dem Bureau der Herren Round und Crook. In einem der Nebenzimmer sah er eine Frau von sehr respectablem Aeußern

am Kamin sitzen. Dies war Bridget Bolster, aber er hätte sie an einem andern Orte schwerlich wiedererkannt.

Bridget hatte sich in der Welt emporgearbeitet und war jetzt Wirthschafterin in einem großen Hotel im westlichen England. In dieser Eigenschaft hatte sie die geringe Schüchternheit, die ihr früher eigen gewesen, vollständig abgelegt und war recht wohl im Stande, sich vor irgend einem Richter und irgend einer Jury im Lande auszusprechen.

Mr. Dockwrath ging an ihr vorüber in Mr. Matthew Round's Zimmer.

Dieser saß in seinem bequemen Armstuhl, und diesem gegenüber Mr. Mason von Groby Park.

Mr. Mason erhob sich und reichte dem Anwalt von Hamworth die Hand, während der jüngere Mr. Round ihn begrüßte, ohne aufzustehen, und dann durch eine Handbewegung einlud, Platz zu nehmen.

„Ihre Frau Gemahlin und Ihre Fräulein Töchter befinden sich doch bei erwünschtem Wohlsein?“ fragte Mr. Dockwrath lächelnd.

„Ja wohl, ich danke Ihnen,“ sagte Mr. Mason.

„Die Prozeßangelegenheit hat einige Fortschritte gemacht, seitdem ich das letzte Mal das Vergnügen hatte, Sie zu sehen,“ sagte Mr. Dockwrath. „Sie

fangen nun wohl an, zu glauben, daß ich Recht hatte, wie, Mr. Mason?"

„Lassen Sie uns nicht eher triumphiren, als bis wir über den Berg sind," sagte Mr. Round. „Es ist in einer solchen Sache, wie diese, weit leichter, Geld zu verthun, als Geld damit zu verdienen. Wir werden indessen heute mehr darüber hören."

„Vom Geldverdienen ist bei mir keine Rede," sagte Mr. Mason in sehr ernstem Tone. „Ich bin von jener Frau seit zwanzig Jahren um mein Recht bestohlen worden, und dieses will ich zurück haben; weiter will ich Nichts."

„Sehr richtig, Mr. Mason, sehr richtig," sagte Mr. Dockwrath mit Nachdruck.

„Mag ich nun durch diesen Prozeß Geld verlieren, oder Geld gewinnen, so ist es mein fester Entschluß, weitere Schritte zu thun. Es ist furchtbar, wenn man bedenkt, daß in unserm freien, aufgeklärten Lande eine solche elende Verbrecherin ihr Haupt so lange hat ungestraft erheben dürfen."

„Das ist auch ganz meine Ansicht," setzte Mr. Dockwrath hinzu.

„Meine Herren," sagte Mr. Round, „vor allen Dingen haben wir zu erörtern, ob hier ein Unrecht vorliegt, oder nicht. Wenn Sie mir erlauben, so will

ich Ihnen auseinandersetzen, was ich nun zu thun gedenke."

„Fahren Sie fort, Sir," sagte Mr. Mason, der mit seinem jungen Anwalt keineswegs zufrieden war.

„Bridget Bolster sitzt jetzt im Nebenzimmer, und so weit ich die Sache jetzt überschauen kann, wäre sie die Zeugin, auf welche bei diesem Prozesse das Meiste ankommen würde. Mr. Kenneby habe ich noch nicht gesprochen, aus Dem aber, was ich gehört, schließe ich, daß er ein weniger bereitwilliger Zeuge sein würde, als Mistreß Bolster."

„Da kann ich Ihnen nicht beipflichten, Mr. Round," sagte Mr. Dockwrath.

„Entschuldigen Sie, Sir, ich spreche blos meine Ansicht aus. Wenn ich finden sollte, daß diese Frau nicht behaupten kann, an jenem Tage zwei verschiedene Documente unterschrieben zu haben, so würde ich empfehlen, die Anklage fallen zu lassen."

„Nein, Das thue ich nimmermehr," sagte Mr. Mason.

„Sie können natürlich handeln, wie Sie wollen," fuhr Round fort, „ich sage blos, was ich unter solchen Umständen anrathen würde. Ich habe die Sache mit meinem Vater und unserm andern Compagnon sehr reiflich besprochen, und wir halten es nicht für gerathen, in dieser Angelegenheit weitere Schritte zu

thun, wenn ich nicht finde, daß Ihre Ansicht durch diese Frau wesentlich unterstützt wird."

„Unter diesen Umständen, Mr. Mason," mischte Mr. Dockwrath sich ein, „würde ich an Ihrer Stelle meine Verbindung mit diesem Hause sofort aufheben und mich nicht bereden lassen, auf mein gutes Recht zu verzichten."

„Mr. Mason wird in dieser Beziehung thun, was ihm beliebt. So lange als das Geschäft, mit welchem er uns beehrt, ein im Recht begründetes ist, werden wir es für ihn als einen alten Clienten besorgen, obschon eigentlich dergleichen Dinge nicht im Bereiche unserer Thätigkeit liegen. Wir können Dies aber nur in Uebereinstimmung mit unserem eigenen Urtheil thun. Bridget Bolster sitzt im Vorzimmer, und ich will mit Hilfe meines ersten Actuars ein Protokoll über die Aussagen, welche sie thun wird, aufnehmen lassen."

„Aber doch in unserer Gegenwart, Sir?" fragte Mr. Dockwrath; „oder, wenn Mr. Mason es ablehnen sollte, jedenfalls in der meinigen."

„Dies wird nicht wohl geschehen können, Mr. Dockwrath," sagte Round.

„Ich sollte aber meinen, Mr. Dockwrath müßte mit anhören, was Bridget Bolster zu sagen hat," bemerkte Mr. Mason.

„In diesem Hause oder in Gemeinschaft mit mir aber gewiß nicht. In welcher Eigenschaft sollte er zugegen sein, Mr. Mason?“

„Als Einer von Mr. Mason's rechtsgelehrten Rathgebern,“ sagte Dockwrath.

„Wenn Sie Einer von diesen sein sollen, dann können die Herren Round und Crook nicht die Andern sein,“ sagte der jüngere Mr. Round. „Ich glaube Ihnen Dies schon früher auseinandergesetzt zu haben. Es steht jetzt blos bei Mr. Mason, zu sagen, ob er sich in dieser Angelegenheit der Vermittelung unserer Firma zu bedienen wünscht, oder nicht. Ich gestehe offen,“ setzte Mr. Round nach einer kurzen Pause hinzu, „daß es uns nur angenehm sein kann, wenn er die Sache in andere Hände legt.“

„Natürlich wünsche ich, daß Sie die Sache führen,“ entgegnete Mr. Mason, der bei all' seinem Groll gegen die dermaligen Besitzer von Orley Farm doch durchaus keine Lust hatte, sich den Händen eines Dockwrath anzuvertrauen. Er war durchaus kein unwissender Mann und wußte, daß die Firma Round und Crook bei der ganzen juristischen Welt in hohem Ansehen stand.

„Dann,“ sagte Round, „muß ich mich meiner Aufgabe in Uebereinstimmung mit meinen eigenen Ansichten von Dem, was recht ist, entledigen. Ich habe

Grund, zu glauben, daß die Zeugin, die wir jetzt abhören wollen, noch nicht von Jemanden instruirt worden ist," setzte er, Mr. Dockwrath scharf anschauend, hinzu, „obschon wahrscheinlich derartige Bestechungsversuche gemacht worden sind."

„Ich wüßte nicht, wer versuchen sollte, die Zeugin zu bestechen," sagte Dockwrath, „es müßte denn von Lady Mason geschehen, deren Interesse Ihnen wirklich sehr am Herzen zu liegen scheint."

„Noch ein solches Wort, Sir, und ich werde mich genöthigt sehen, Sie zu bitten, das Haus zu verlassen. Ich glaube, daß diese Frau von Niemanden bestochen worden ist. Ich werde jetzt von ihr hören, in wie weit sie sich der Umstände erinnert, welche vor zwanzig Jahren stattgefunden haben, und dann werde ich Ihnen ihre Aussage vorlesen. Es thut mir leid, meine Herren, Sie vielleicht auf eine Stunde verlassen zu müssen, aber Sie werden die Morgenjournale auf dem Tisch finden."

Mit diesen Worten raffte Mr. Round einige Papiere zusammen, begab sich damit in das äußere Bureau, und Mr. Mason und Mr. Dockwrath sahen sich mit einander allein.

„Er hat sich vorgenommen, Lady Mason durchzubringen," flüsterte Mr. Dockwrath.

„Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann," entgegnete Mr. Mason in strengem Tone.

„Für einen ehrlichen Mann, Sir! Wer will sagen, was ehrlich und was unehrlich ist? Würden Sie wohl glauben, Mr. Mason, daß mir erst gestern Abend tausend Pfund geboten wurden, wenn ich in dieser Angelegenheit den Mund halten wollte?"

Mr. Mason glaubte Dies in diesem Augenblicke nicht, sondern sah Mr. Dockwrath blos unverwandt an und sagte Nichts.

„So wahr der Himmel über uns ist, man bot mir tausend Pfund, Mr. Mason. Bedenken Sie nur, welche Mühe man sich giebt, um diese Sache zu ersticken. Von wem kann ein solches Anerbieten anders kommen, als von Leuten, welche wissen, daß die Macht in meinen Händen liegt?"

„Wollen Sie damit sagen, daß das Anerbieten von dieser Firma hier ausgegangen sei?"

„St! St! Mr. Mason; in einem Hause, wie dieses, haben die Wände Ohren und verrathen. Ich soll nicht wissen, wer mir das Anerbieten machte, und ich weiß es auch nicht. Errathen läßt sich freilich Vieles. Der Mann, der mit mir in dieser Beziehung sprach, ist mit der ganzen Angelegenheit vertraut und weiß genau, was hier — hier in diesem Hause — vorgeht. Er bediente sich dabei ziemlich ganz derselben

Worte, welche wir so eben von Round hörten. Er bezweifelte, daß Round und Crook die Sache durchfechten würden. Ich will Ihnen aber Etwas sagen, Mr. Mason: Diese Herren wollen Ihre Sache nicht durchfechten."

„Und welche Antwort gaben Sie dem Manne?"

„Was ich ihm für eine Antwort gab? Ich wies ihm sofort die Thür. Nein, Mr. Mason, wenn ich Etwas nicht auf geradem, reellem Wege thun kann, so befasse ich mich lieber gar nicht damit. Bei mir kommt da Niemand an."

„Glauben Sie, es sei ein Emissär von Round und Crook gewesen?"

„St! St! Um's Himmels willen, Mr. Mason, reden Sie nicht so laut. Ich glaube allerdings, daß diese Herren hier entschlossen sind, jene Frau zu retten. Sehen Sie es diesem jungen Manne nicht an den Augen an, daß sein Herz der andern Partei gehört? Jetzt hat er die Bridget Bolster vor und wird sie instruiren, ihre Aussage so zu thun, daß wir dadurch aus dem Sattel gehoben werden. Aber ich will schon mit ihm fertig werden, Mr. Mason; dafern Sie mir nur Vertrauen schenken, so wollen wir Beide mit ihm fertig werden."

Mr. Mason sagte vor der Hand Nichts weiter, und als Dockwrath ihn dringend aufforderte, das Ge=

spräch leise fortzusetzen, erklärte er geradezu, daß er vor der Hand lieber Nichts mehr über die Sache sagen wolle. Er wolle warten, bis Mr. Round wiederkäme.

„Erlauben Sie mir," fragte er, „zu erwähnen, daß man Ihnen tausend Pfund geboten?"

„Wie? Mr. Round wollen Sie Dies sagen?" rief Dockwrath. „Nein, Das darf durchaus nicht geschehen, Mr. Mason. Es wäre Dies unserm Interesse ganz entgegen."

„Nun denn nicht, Sir."

Mit diesen Worten ergriff Mr. Mason ein Zeitungsblatt und es ward zwischen den Beiden weiter Nichts gesprochen, als bis die Thür sich öffnete, und Mr. Round wieder eintrat.

Er that Dies mit langsamem, besonnenem Schritt und blieb auf dem Teppich vor dem Kamin stehen.

Auf seinem Gesicht stand deutlich zu lesen, daß er Viel zu sagen hatte, und auch, daß ihm die Wendungen, welche die Dinge nahmen, keineswegs angenehm waren.

„Wohlan, meine Herren, ich habe die Frau befragt," sagte er, „und hier ist ihre Aussage."

„Nun, was sagt sie?" fragte Mr. Mason.

„Heraus damit, Sir!" sagte Dockwrath. „Hat

sie an jenem Tage zwei Urkunden unterzeichnet, oder nicht?"

„Mr. Mason," sagte Round, indem er sich zu Diesem wendete und Dockwrath und dessen Frage vollständig ignorirte, „ich muß Ihnen sagen, daß die Aussage der Frau, so weit sie geht, Ihre Ansicht von der Sache vollkommen bestätigt — so weit sie geht, sage ich; bemerken Sie Dies wohl."

„Und sie ist also die einzige Zeugin, auf deren Aussage Etwas ankommt?" fragte Mr. Mason frohlockend.

„Das habe ich nicht gesagt. Ich habe blos gesagt, daß Ihre Anklage unhaltbar sei, wenn sie nicht durch die Aussage dieser Frau unterstützt würde. Sie wird unterstützt, und zwar nachdrücklich, dennoch aber brauchen Sie noch mehr, als Dies."

„Und was hat sie denn ausgesagt, Mr. Round, wenn man fragen darf?" hob Dockwrath wieder an.

„Sie besinnt sich also noch auf Alles?" fragte Mason.

„Sie ist eine Person von sehr klarem Verstande und gutem Gedächtniß. Dennoch aber weiß sie mit Bestimmtheit nur so viel, daß sie blos Eine Urkunde unterzeichnet hat."

„Und kann sie Das beweisen?" sagte Mason in laut triumphirendem Tone.

„Sie erklärt, daß sie in ihrem ganzen Leben nur eine einzige Urkunde unterzeichnet habe, entweder an jenem, oder an irgend einem andern Tage. Ueberdies sagt sie jetzt — nachdem ich ihr erklärt, was für eine Urkunde es vermuthlich gewesen sei — der alte Usbech habe ihr gesagt, es handle sich um Auflösung eines Compagniegeschäfts."

„Wirklich!" rief Dockwrath, indem er in die Hände klatschte und sich vom Stuhle erhob. „Nun, Das ist schön. Ich glaube nicht, daß wir noch etwas Weiteres brauchen, Mr. Mason."

Es lag in seinem Tone und in dem Ausdruck seines Gesichts, indem er Dies sagte, etwas so Schadenfrohes, daß Mr. Round dadurch förmlich gereizt und erbittert ward. Es war vollkommen wahr, daß es ihm weit lieber gewesen wäre, zu finden, daß die Aussage der Frau zu Lady Mason's Gunsten laute. Er würde sich gefreut haben, zu hören, daß Bridget Bolster wirklich die zwei Urkunden an einem und demselben Tage unterzeichnet habe. Er hatte fest erwartet, daß Dem so sein werde; dennoch war er entschlossen, seine Pflicht zu thun, obschon er nicht gesonnen war, sich Mr. Dockwrath's Insolenz gefallen zu lassen.

„Mr. Dockwrath," sagte er, „ein solches Benehmen kann ich hier nicht gestatten. Wenn Sie Ihre

Freude auf diese Weise zu erkennen zu geben wünschen, so müssen Sie anderwärts hingehen."

„Und was haben wir nun zu thun?" fragte Mr. Mason. „Ich glaube, nun brauchen wir nicht länger zu zögern."

„Ich muß mich erst mit meinem Compagnon besprechen. Wenn es Ihnen vielleicht möglich wäre, heute über acht Tage wieder hierher zu kommen."

„Aber sie wird mittlerweile entwischen."

„Nein, sie wird nicht entwischen. Jetzt für den Augenblick kann ich Nichts weiter sagen. Wenn Sie nicht in London sind, so schreibe ich Ihnen."

Und somit war die Conferenz aufgehoben, und Mr. Mason und Mr. Dockwrath verließen das Bureau des Anwalts mit einander.

Eine Strecke weit durch die Straßen war ihr Weg ein gemeinschaftlicher. Mr. Mason begab sich nach seinem Hotel in Soho Square; Mr. Dockwrath ging mit ihm durch die schmale Gasse, welche nach Red Lion Square führt, und hing sich dabei an seinen Arm.

Dem stolzen Mr. Mason von Groby Park gefiel Dies nicht recht, aber was sollte er dagegen thun?

„Ist Ihnen jemals so Etwas vorgekommen?" fragte Dockwrath.

„Wie meinen Sie Das?“ fragte Mr. Mason dagegen.

„Nun, meinen Sie nicht auch, daß dieser Round aus der Liste des Advokatenstandes gestrichen zu werden verdient? Ist es nicht klar, daß er Alles, was in seiner Macht steht, thut, um jenes elende Weib durchzubringen? Und ich sage Ihnen, Mr. Mason, wenn Sie ihm auf diese Weise freies Spiel lassen, so bringt er sie auch wirklich durch.“

„Aber er gab ja ausdrücklich zu, daß die Aussage dieser Zeugin entscheidend sei.“

„Ja, er war so in die Enge getrieben, daß er nicht umhin konnte, Dies zuzugeben. Die Frau war ihm zu schlau gewesen, und er fand, daß er ihr nicht den Mund stopfen konnte. Merken Sie aber wohl, Mr. Mason. Er beabsichtigt, Ihnen eine Niederlage zu bereiten. Das ist so klar, wie nur Etwas sein kann. Sie können es in jeder seiner Mienen und in jedem Tone seiner Stimme lesen; ich wenigstens kann Dies. Ich will Ihnen sagen, wie die Sache zusammenhängt,“ fuhr er, sich dicht an Mr. Mason schmiegend, fort, „Round und der alte Furnival verstehen sich in dieser Sache wie Brüder. Seine Rechnung wird Round Ihnen natürlich machen. Mag der Prozeß nun gewonnen, oder verloren werden, so müssen Sie die Kosten bezahlen. Dabei aber wird er

zugleich ein verteufelt gutes Geschäft nach der andern Seite hin machen. Wenn Tausendpfundnoten so herumfliegen, so ist es nicht jedes Advokaten Sache, sie fliegen zu lassen, ohne die Hand danach auszustrecken."

„Ich glaube nicht, daß Mr. Round sich würde bestechen lassen," sagte Mr. Mason hartnäckig.

„Meinen Sie? Nun denn, es handelt sich um Ihr eigenes Interesse, Mr. Mason. Für mich steht dabei kein Besitzthum mit zwölfhundert Pfund jährlichem Ertrag auf dem Spiele. Merken Sie aber wohl, was ich sage: Wenn Lady Mason dies Mal durchkommt, so ist Orley Farm für Sie auf immer verloren."

Alles Dies war Mr. Mason außerordentlich unangenehm. Erstens gefiel ihm der familiäre Ton, welchen der Advokat jetzt ihm gegenüber annahm, durchaus nicht. Er wollte nicht zugeben, daß seine Angelegenheiten in irgend einem Grad von einem Manne abhingen, von dem er so schlecht dachte, wie von Mr. Dockwrath. Er wollte Nichts davon hören, daß Round und Crook Schurken seien — Round und Crook, die er sein ganzes Leben lang gekannt. Am Allerwenigsten aber behagte ihm das Gefühl von Argwohn und Mißtrauen, welches dieser Mann ihm ein=

geflößt, und die Furcht, daß sein Opfer ihm endlich doch noch entrinnen könne.

So vortrefflich daher auch die Aussage gewesen war, welche Bridget Bolster sich bereit erklärt, zu seinen Gunsten zu thun, so war er doch weit entfernt, ein zufriedener Mann zu sein, als er sich in Soho Square zu seinem einsamen Beefsteak niedersetzte.

Zweites Kapitel.

Der Engel des Lichts.

Es ist früher erwähnt worden, daß Felix Graham ein Mädchen erziehen ließ, welches er zu seiner künftigen Gattin bestimmt.

Der Name dieses Mädchens war Mary Snow. Sie war die Tochter eines Graveurs — nicht eines Künstlers, welcher vier= oder fünftausend Pfund für den Kupfer= oder Stahlstich des Meisterwerks eines modernen Malers erhält — sondern eines Mannes, welcher Adreßkarten und Illustrationen für Kunstreiter=anschlagzettel fertigte.

Graham hatte diesen Mann zufällig kennen gelernt und gefunden, daß derselbe ein Säufer und Schwelger war und demzufolge fortwährend in Schulden stak.

Seine Frau war gestorben und hatte ihm ein einziges Kind hinterlassen. Dieses Kind war Mary Snow.

Wie es kam, daß der junge Jurist sich veranlaßt sah, die Sorge für die Ernährung und Erziehung dieses Kindes zu übernehmen, braucht hier nicht erzählt zu werden. Seine Beweggründe waren durch und durch gut gewesen, und er hatte zunächst blos die Absicht gehabt, die Rolle des barmherzigen Samariters zu spielen.

Der Vater der Kleinen war aber schlau, und ehe es Graham gelang, sie in seine Obhut zu bekommen, mußte er dem Vater das schriftliche Versprechen geben, das Mädchen zu heirathen, sobald sie ein gewisses Alter erreicht, und dafern sie sich bis dahin in sittlicher Beziehung tadellos verhalten hätte.

Jetzt fehlte nur noch ein Jahr bis zu dem Tage, an welchem er diesem Abkommen gemäß verbunden war, sich zu einem glücklichen Manne zu machen, und er hatte bis jetzt niemals daran gezweifelt, daß er Ursache haben werde, mit diesem Arrangement vollkommen zufrieden zu sein. Seinen Freunden — das heißt Denen, mit welchen er wirklich intim war, August Staveley und zwei oder drei Andern — hatte er gesagt, von welcher Art sein eheliches Loos im Leben

sein werde, und man hatte ihn mit seiner Ritterlichkeit à la Don Quixote lächerlich gemacht.

Staveley ganz besonders hatte seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß diese Heirath niemals zu Stande kommen werde, ja, er war bereits so weit gegangen, für seinen Freund eine anderweite Partie arrangiren zu wollen.

„Du weißt, daß Du sie nicht liebst," sagte er ein Mal zu Felix.

„Nein, Das weiß ich durchaus nicht," antwortete dieser fast ärgerlich. „Im Gegentheil, ich weiß, daß ich sie liebe."

„Ja, wie ich meine Nichte Mary liebe oder meine alte Tante Bessy, die mir, als ich noch Knabe war, immer ein Dütchen Zuckerkand schenkte."

„Nun, ich habe meine Mary auch mit Zuckerkand beschenkt, und die auf diese Weise erzeugte Liebe ist nur um so stärker."

„Nichtsdestoweniger aber bist Du nicht in sie verliebt und wirst es nie sein, und wenn Du sie heirathest, so begehst Du eine große Sünde."

„Wie moralisch Du geworden bist!"

„Nein, Das bin ich nicht — nicht im Mindesten. Ich weiß aber recht wohl, wenn ein Mann in ein Mädchen verliebt ist, und ich weiß auch, daß Du in

Mary Snow nicht verliebt bist. Ich will Dir übrigens Etwas sagen, lieber Freund. Wenn Du dieses Mädchen heirathest, so ist es mit Dir aus für dieses Leben."

„Du meinst wohl, daß Du mir dann Deine königliche Huld und Gnade entziehen müßtest?"

„Ich spreche nicht von mir. Ob Du meiner Huld und Gnade theilhaftig bist, oder nicht, Dies wird auf Dein Lebensschicksal keinen Einfluß haben. Ich weiß aber recht wohl, was ein armer Mann braucht, um das Leben zu beginnen, und ein Mensch wie Du, der in Bezug auf so viele Dinge so ganz sonderbaren Ideen huldigt, bedarf alles Beistandes, den er sich verschaffen kann. Du mußt nach Geld und Connexionen heirathen."

„Sophy Furnival zum Beispiel, nicht wahr?"

„Nein, die paßt nicht für Dich. Das sehe ich jetzt selbst ein."

„Das ist auch meine Meinung. Indessen, lieber Freund, wir wollen uns deßwegen nicht veruneinigen. Sophy Furnival ist ein sehr schönes Mädchen, und ich gönne sie Dir von Herzen mit sammt ihrem Geldsack, wenn Du sie bekommen kannst."

„Ach, Das ist dummes Zeug. Ich denke an Sophy Furnival eben so wenig, als Du an sie denkst.

Hätte ich jedoch Absichten auf sie, so wäre diese Partie eine ganz angemessene."

August fuhr dann fort, sich in noch einigen weitern sehr weisen und gediegenen Bemerkungen über Mary Snow zu ergehen.

Dieses Gespräch fand statt, während Felix Graham mit seinen gebrochenen Gliedern in dem behaglichen Zimmer in Noningsby lag, und die Wahrheit zu gestehen, sein Herz war in Bezug auf Mary Snow durchaus nicht mit sich einig.

Bis jetzt, und nachdem er so lange schon den Entschluß gefaßt, daß Mary sein Weib werden solle, hatte er seine Gedanken niemals von diesem Vorsatz abwendig machen lassen.

Während er aber jetzt so in Noningsby dalag und an jene herrlichen Weihnachtsabende dachte, wie war es da möglich, daß seine Gedanken nicht anderen Richtungen folgten?

Sein Freund hatte ihm gesagt, daß er Mary Snow nicht liebe, und als er jetzt allein war, fragte er sich, ob er sie wirklich nicht liebe. Er hatte sein Wort darauf gegeben, sie zu heirathen, und dieses Wort mußte er halten. Aber nichtsdestoweniger fragte es sich immer noch: liebte er sie? Und wenn er sie nicht liebte, liebte er dann eine Andere?

Mary Snow selbst wußte recht wohl, welches Loos ihr beschieden war, wenigstens wußte sie es seit den letztvergangenen zwei Jahren. Sie war jetzt neunzehn Jahre alt, gerade so alt wie Madeline Staveley, und mit zwanzig Jahren sollte sie Ehegattin werden, wie Dies zwischen Felix Graham und Mr. Snow, dem betrunkenen Stahlstecher, beschlossen worden. Sie kannten ihr Schicksal — der künftige Gatte und das künftige Weib — und Jedes verließ sich mit vollkommener Treue auf die Zuneigung des Andern.

Graham hatte, während sein Freund ihn auf diese Weise ermahnte, einen Brief von Mary unter seinem Kopfkissen liegen. Er schrieb ihr regelmäßig an jedem Sonntag, und sie antwortete ihm regelmäßig an jedem Dienstag.

Nichts konnte zufriedenstellender sein, als die Art und Weise, auf welche sie allen seinen Wünschen in solchen Dingen gehorchte.

Als Staveley fort war, zog Felix Mary's Brief hervor, um ihn nochmals zu lesen.

Diese Briefe waren stets einer so lang als der andere, und füllten die vier Seiten eines Briefbogens. Sie waren dabei ausgezeichnet gut geschrieben, und da nie ein Wort darin geändert oder ausgestrichen war, so stand mit Gewißheit vorauszusetzen, daß alle Mal erst ein Concept dazu gemacht ward.

Während Graham jetzt die vier Seiten des kleinen Briefbogens wieder durchlas, konnte er nicht umhin, Muthmaßungen darüber anzustellen, was für Briefe Madeline Staveley wohl schreiben würde. Mary Snow's Brief lautete, wie folgt:

„Dienstag, den 10. Januar 18 —

„Theuerster Felix!

„Ich freue mich sehr, zu hören, daß es mit Deinem Arm und Deiner Brust wieder besser geht. Deinen Brief erhielt ich gestern und freute mich zu hören, daß es Dir in dem Hause der guten Leute, bei welchen Du bist, so sehr gefällt. Wenn ich dieselben kennte, so würde ich Dich bitten, sie von mir zu grüßen; da ich sie aber nicht kenne, so darf ich mir wohl so Etwas nicht erlauben. Ich gedenke ihrer aber in meinen Gebeten.

„Hoffentlich bist Du nun bald so weit hergestellt, daß Du mir einen Besuch machen kannst. Komme aber ja nicht eher, als bis Du wieder wohl genug bist, um Dies ohne Gefahr und Unbequemlichkeit thun zu können. Ich freue mich sehr, zu hören, daß Du Dir vorgenommen hast, nicht mehr mit auf die Jagd zu reiten, denn es scheint mir dies ein sehr gefährliches Vergnügen zu sein.

„Gestern war mein Vater hier. Er sagte, es ginge sehr schlecht mit ihm, und er sah auch so aus. Ich wußte anfangs nicht, was ich sagen sollte; er bat mich aber so dringend, ihm etwas Geld zu geben, daß ich ihm endlich Alles gab, was ich hatte. Es waren neunzehn Schillinge und sechs Pence. Mistreß Thomas war ungehalten darüber und sagte mir, ich hätte kein Recht, Dein Geld zu verschenken, und ich hätte ihm wenigstens nicht mehr geben sollen, als eine halbe Krone. Ich hoffe jedoch, Du wirst mir deßwegen nicht zürnen. Ich brauche jetzt weiter Nichts. Der arme Mann sah wirklich sehr schlimm aus, besonders schlecht stand es mit seinen Schuhen.

„Ich wüßte nicht, was ich weiter noch hinzufügen könnte, als daß ich jetzt jeden Morgen vor dem Frühstück dreißig Zeilen Telemach in's Französische zurück übersetze. Ich treffe es niemals ganz genau, Monsieur Grigaud meint aber, es sei gar nicht übel. Er sagt, wenn ich es genau träfe, so würde ich ja so gut französisch schreiben, wie Monsieur Fenelon selbst, was ich natürlich nicht erwarten kann.

„Somit will ich Dir nun Lebewohl sagen, und bin mit unveränderter Zuneigung Deine

„Mary Snow."

Dieser Brief enthielt durchaus Nichts, was Felix Graham hätte Anstoß geben können, und er gestand

sich Dies auch selbst. Er zwang sich, Dies zu gestehen, weil er sich bei'm ersten Lesen desselben gegen die Schreiberin halb erzürnt gefühlt. Es war klar, daß der Brief Nichts enthielt, was einen Tadel gerechtfertigt — Nichts, was nicht geradezu beinahe Lob verdient hätte. Er würde Mary gezürnt haben, wenn sie ihr kindliches Geschenk auf die halbe Krone beschränkt hätte, welche Mistreß Thomas für angemessen erachtet. Er freute sich, daß sie, wie er ihr empfohlen, so eifrig Französisch trieb. Nichts konnte passender und besser gesagt sein, als ihre Anspielung auf die Staveleys, und der Brief war mit einem Worte ganz Das, was er sein sollte.

Nichtsdestoweniger fühlte Felix sich unglücklich darüber.

War es wohl gut, daß er ein Mädchen heirathen sollte, deren Vater in herabgekommenen Umständen lebte und in zerrissenen Schuhen einherging?

August Staveley hatte ihm gesagt, er bedürfe Connexionen, aber was für eine Connexion war die mit diesem Manne?

Und enthielt wohl der ganze Brief auch nur ein einziges Wort, welches einen Funken von Liebe verrieth?

Ging das Geräusch von Madeline's Tritt, wenn

sie auf dem Corridor, an seiner Thür vorüberkam, ihm nicht mehr zu Herzen, als alle deutlich ausgesprochene Zutraulichkeit in Mary Snow's Brief?

Nichtsdestoweniger hatte er sich anheischig gemacht, Mary zu heirathen, und er wollte seinem Wort treu bleiben, mochte das Geräusch von Madeline's Tritt sein Ohr auch noch so angenehm berühren.

Er legte sich in seinem Bett zurück und begann zu denken, ob es nicht vielleicht ein Glück gewesen wäre, wenn er bei jenem Sturze, anstatt Arm und Rippen, lieber den Hals gebrochen hätte.

Mistreß Thomas war eine Dame, welche eine Pensionsschule dirigirte, die aus drei kleinen Mädchen und Mary Snow bestand. Die gute Frau hatte in dem Berufe, den sie gewählt, nicht viel Glück gemacht, und war kaum im Stande gewesen, ihr bescheidenes Thürschild an seiner Stelle zu erhalten, bis Graham, welcher ein angemessenes Unterkommen für seine Braut suchte, sie kennen lernte. Ihre Mittel waren ziemlich beschränkt, da sie aber durchschnittlich immer noch wenigstens drei Schülerinnen behielt, und Mary Snow's siebzig Pfund jährlich pünktlich bezahlt wurden, so blieb das kleine Institut in Peckham bei London im Gange.

Mary war unter solchen Umständen in Mistreß

Thomas' Augen natürlich eine bedeutende Persönlichkeit, und Felix Graham ein vornehmer Mann.

Er hatte seinen Brief an einem Mittwoch erhalten, und den Montag darauf erhielt Mary wie gewöhnlich einen von ihm. Diese Briefe trafen bei ihr alle Mal Abends ein, während sie mit Mistreß Thomas bei'm Thee saß, nachdem die drei kleinen Schülerinnen zu Bett gebracht worden.

Graham's Briefe waren jetzt sehr kurz, denn ein Mensch mit gebrochenem rechtem Arm und zwei zerbrochenen Rippen vermag die Feder nicht lange zu führen. Einige Worte aber bekam sie doch.

„Theuerste Mary," schrieb er, „es geht mit mir immer besser und besser, und ich hoffe, ich werde Dich in ungefähr vierzehn Tagen besuchen. Mit dem Geldgeschenk hast Du es ganz recht gemacht. Treib Dein Französisch nur immer so fleißig fort. Dein F. G."

„Es ist sehr freundlich von ihm, daß er Dir schreibt, während er sich noch in einem solchen Zustande befindet," sagte Mistreß Thomas.

„Ja, es ist sehr freundlich von ihm," sagte Mary und fuhr dann fort, die Geschichte des Prinzen Rasselas in seinem glücklichen Thale zu lesen, durch welches Studium Mistreß Thomas sie in die Romanlectüre

einzuweihen beabsichtigte, welche für eine britische Dame jetzt als nothwendig betrachtet wird.

„Mary,“ fuhr Mistreß Thomas fort, „ich hoffe, daß Du Mr. Graham von ganzem Herzen liebst.“

„Ja, Das thue ich auch,“ entgegnete Mary, und ihre Augen fielen sehnsüchtig auf den Einband des Buches, welches sie auf dem Schooße liegen hatte, während sie den Zeigefinger zwischen den Blättern hielt. Rasselas war keine sehr anregende Lectüre, aber immer noch anregender, als eine Unterhaltung mit Mistreß Thomas.

„Wann wird er Dich heirathen?“ hob Letztere nach einer kurzen Pause wieder an.

„Nun, wie er meinem Vater gesagt hat, wird es im Frühling des Jahres 18 — geschehen, wo ich dann mein zwanzigstes Jahr zurückgelegt haben werde.“

„Ich möchte wissen, wo Ihr dann wohnen werdet.“

„Das weiß ich selbst nicht. Er hat nie Etwas davon gesagt.“

„Jedenfalls wird es nicht hier in der Nähe von Peckham sein.“

Mary antwortete hierauf Nichts, wünschte aber im Stillen selbst, daß sie ein Wenig weit von Peckham

hinwegkäme. Das Leben hier war ein Wenig gar zu langweilig.

„Miß Mary," flüsterte die rotharmige Hausmagd durch die Thürritze, als Mary sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, und Alles im Hause schlief, „Miß Mary, ich habe Ihnen Etwas zu sagen."

Mary öffnete die Thür.

„Er hat mir einen Brief gegeben," fuhr die Magd fort, indem sie ein kleines grünes Couvert aus der Tasche hervorzog.

„Aber, Sarah, ich sagte Euch doch, daß Ihr Euch nicht zu dergleichen Dingen gebrauchen lassen solltet," entgegnete Mary, indem sie ein ernstes Gesicht machte und nicht wußte, ob sie den Brief nehmen sollte, oder nicht.

„Er bat und bettelte aber gar so sehr," sagte Sarah. „Ueberdies will er auch Antwort haben. Ein Recht auf Antwort habe Jedermann, sagte er. Wenn Sie ihn gesehen hätten, so hätten sie den Brief ganz gewiß auch genommen. Wie schön stand ihm sein blau- und goldfarbenes Halstuch! Er wollte in's Theater gehen, sagte er."

„Und wer ging mit ihm, Sarah?"

„O, Niemand, blos seine Mutter, seine Schwester und noch einige andere Leute. Er meint es ganz gewiß aufrichtig."

Mary Snow nahm nun den Brief.

„Und nicht wahr, ich kann die Antwort holen, wenn Sie morgen nach dem Frühstück das Zimmer aufräumen?“ fragte die Magd.

„Nein; ich weiß es nicht; ich werde wahrscheinlich gar keine Antwort schreiben. Aber Sarah, um's Himmels willen sagt ja keinem Menschen ein Wort davon.“

„Ich? — Na, ich dächte, Sie sollten nun wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können.“

Mit diesen Worten entfernte sich Sarah, und Mary war wieder allein und konnte einen zweiten Brief von einem zweiten Freier lesen.

„Engel des Lichts,“ begann der Brief, „aber kalt wie Dein schöner Name.“

Die arme Mary fand diese Anrede sehr schön, und obschon sie so voll Angst war, daß sie fast zitterte, so las sie den Brief doch wohl zwanzig Mal.

Gestohlene Freuden sind stets süß. Jene zwei Zeilen von ihrem Verlobten hatte sie nur ein, höchstens zwei Mal gelesen, und dennoch waren dieselben von einem Manne geschrieben, der gut, gegen sie speciell ganz außerordentlich gut war, und dem das Schreiben obendrein nur unter vielen Schmerzen möglich gewesen.

Sie setzte sich und zitterte, während sie bedachte, was sie that, und dann las sie den Brief nochmals.

„Engel des Lichts, aber kalt wie Dein schöner Name."

Ach, wie holdselig klang Dies!

Drittes Kapitel.

Mr. Furnival sieht sich nach Beistand um.

„Also, Sie glauben, es lasse sich dort Nichts thun?" sagte Mr. Furnival zu Mr. Crabwitz, als dieser von Hamworth nach London zurückgekehrt war.

„Nein, gar Nichts, Sir," sagte Crabwitz mit lakonischer Bedeutsamkeit.

„Ja, ja, ich kann es mir denken. Allerdings wäre es mir lieb gewesen, wenn die Sache sich mit nicht allzu großen Opfern ohne Belästigung meiner Freundin Lady Mason hätte arrangiren lassen, im Ganzen genommen ist es aber vielleicht besser, wenn das Recht seinen Gang geht. Die arme Frau wird dabei allerdings viel Unannehmlichkeiten zu erdulden haben, aber dann in ihrem Besitz auch um so sicherer sein."

„Ich ging so weit, daß ich tausend Pfund bot, Mr. Furnival."

„Tausend Pfund! Dann werden diese Leute aber glauben, wir fürchteten uns vor ihm."

„Das wird wohl nicht in höherem Grade der Fall sein, als es schon vorher gewesen ist. Obschon ich übrigens diese Summe bot, so weiß doch jener Mann in Hamworth nicht im Mindesten, daß das Anerbieten in Ihrem Namen erfolgte. Wenn ich meine Ueberzeugung aussprechen darf, so lautet diese dahin, daß Sir Joseph jenes Codicill wirklich nicht gemacht hat."

„Und worauf gründen Sie diese Ueberzeugung?"

„Auf den ganzen Stand der vorliegenden Indicien. Es steht außer allem Zweifel, daß an jenem Tage noch eine zweite Urkunde ausgefertigt und von Bridget Bolster und Kenneby mit unterzeichnet ward. Hätten sie zwei Documente unterschrieben, so würden sie Dies damals, nach so kurzer Zeit, noch recht wohl gewußt haben."

„Diese Ansicht kann ich nicht theilen, Crabwitz. Behalten Sie dieselbe übrigens für sich selbst, ohne Jemanden anders Etwas davon zu sagen. Ich bin überzeugt, daß Sie in Hamworth für uns alles Mögliche zu thun versucht haben, und weiß es Ihnen Dank. Sie werden finden, daß mittlerweile viel Ar=

beit eingegangen ist, und daß wir alle Hände voll zu thun haben."

Mit diesen Worten drehte Mr. Furnival sich nach seinem Tische und den darauf liegenden Papieren herum.

Crabwitz verstand den Wink und verließ das Zimmer.

Als er fort war, lehnte Mr. Furnival sich in seinen Stuhl zurück und versank wieder in Gedanken über den Orley=Farm=Prozeß. Crabwitz — Dies wußte er — war ein kluger, scharfblickender Mann, und die von ihm, nachdem er jenen Anwalt in Hamworth gehört, ausgesprochene Meinung stimmte mit der Mr. Furnival's vollkommen überein. Ja, auch Mr. Furnival glaubte, daß das Codicill nicht von Sir Joseph herrühre, sondern daß es von seiner Freundin und Clientin Lady Mason in betrügerischer Weise fabricirt worden.

Was sollte er unter diesen Umständen thun? Er nahm die Feder zwischen die Zähne, wie er, wenn er über Etwas nachdachte, zu thun pflegte, und versuchte, zu einem festen Entschlusse zu gelangen.

Wie schön sah sie, während sie in Sir Peregrin's Bibliothekzimmer stand und sich auf den Arm des alten Mannes stützte — wie schön und wie unschuldig!

Er wäre kein Mann gewesen, wenn er eine Frau, und zwar eine solche Frau in ihrer Bedrängniß verlassen hätte. Selbst wenn sie schuldig war, hatte sie dann ihre Schuld nicht durch tiefen Kummer gebüßt?

Und dann dachte er an Mr. Mason von Groby Park und an Sir Peregrin's feste Ueberzeugung und an Richter Staveley's Ansicht, so wie ferner an die mächtige Unterstützung, welche die Sache, die er vertheidigen wollte, durch die öffentliche Meinung und zwanzigjährigen Besitz erhalten mußte. Ganz gewiß brachte er sie durch — ja, trotz ihrer Schuld, wenn sie wirklich schuldig war.

Indessen galt es nun für ihn, sich ernstlich auf den Kampf vorzubereiten. Er wußte noch nicht, unter welcher Form der Angriff erfolgen würde, aber dennoch war er beinahe überzeugt, daß er die Gestalt einer Criminalanklage annehmen würde.

Je heftiger und giftiger der Angriff erfolgte, desto stärker war sicherlich auch die öffentliche Meinung zu Gunsten der Angeklagten, und desto günstiger die Aussicht auf Freisprechung. Er mußte sich mit Jemanden berathen, und entschloß sich endlich, zu seinem alten Freund Mr. Chaffanbraß zu gehen, gegen welchen er sich frei aussprechen konnte. Sie kannten

einander seit länger als dreißig Jahren, obschon sie sich jetzt nicht mehr so häufig trafen, als früher.

Am nächstfolgenden Morgen machte Mr. Furnival seinen Besuch bei Mr. Chaffanbraß, besprach sich mit ihm und nahm die Ueberzeugung mit hinweg, daß auch er von Lady Mason's Schuld vollständig überzeugt sei.

Der berühmte kleine, unsaubere Jurist hatte Dies allerdings nicht mit dürren Worten gesagt, aber sich auch nicht ein Mal die Mühe genommen, Glauben an Lady Mason's Unschuld zu heucheln.

Mr. Furnival wußte recht wohl, daß sein Freund ihm trotzdem beistehen und bei der öffentlichen Verhandlung alles Mögliche thun würde, um die Zeugen, welche zu Lady Mason's Ungunsten sprächen, zu verwirren, und ihre Aussage zu entkräften, aber nichtsdestoweniger gestaltete sich die ganze Sache entmuthigend.

Mr. Chaffanbraß besaß einen förmlichen Instinkt, welcher ihm sagte, ob ein Angeklagter schuldig sei, oder nicht, und auch in dem gegenwärtigen Falle errieth er instinktartig, daß Lady Mason schuldig sei.

Mr. Furnival seufzte, als er, an seiner Thür angelangt, aus seiner Droschke stieg, und wünschte abermals, daß er mit der ganzen Sache Nichts zu thun hätte.

Gleichwohl aber wußte er auch, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen konnte.

Mr. Chaffanbraß hatte ihm zu Lady Mason's Vertheidiger bei der öffentlichen Verhandlung den bekannten Criminaljuristen Salomon Aram vorgeschlagen, Mr. Furnival aber wollte lieber sehen, ob er nicht Felix Graham bewegen könnte, diese Aufgabe zu übernehmen.

Wenn Dieser sich dazu verstand, und dabei von der Unschuld seiner Clientin überzeugt war, so konnte die Sache keinen besseren Händen anvertraut werden, als den seinigen.

Viertes Kapitel.

Liebe, die mächtige Herrin der Welt.

„Liebe Edith," sagte Sir Peregrin eines Tages zu seiner Schwiegertochter, indem er ihre Hand ergriff, und zwischen die seinen drückte, wie er in liebreichen Anwandlungen zu thun pflegte, „ich möchte einige Worte mit Dir in einer Angelegenheit sprechen, welche mich sowohl, als auch uns Alle nahe angeht. Kannst Du mir ein halbes Stündchen widmen?"

„Warum sollte ich Das nicht können, Papa?" entgegnete Mistreß Orme.

„Nun, dann setze Dich hierher, und ich will mich Dir gegenüber setzen. Niemand wird mir in der Angelegenheit, welche ich Dir mittzutheilen im Begriff stehe, einen bessern Rath geben, als Du. Ich möchte nämlich über Lady Mason mit Dir sprechen. Wir

lieben sie Beide sehr und freuen uns, sie hier zu haben; meinst Du nicht auch?"

„Ja wohl, ja wohl; wenn nur erst dieser häßliche Prozeß vorüber ist, dann wird es sehr angenehm sein, sie zur Nachbarin zu haben. Jetzt haben wir sie erst ordentlich kennen gelernt."

„Ja, Edith, Dies ist sehr wahr. Uebrigens glaube mir, nie lernt man einen Freund oder eine Freundin besser kennen, als im Unglück. Wäre Lady Mason nicht Gegenstand der Bosheit und Habsucht gewissenloser Menschen geworden, so würde ich sie niemals so lieben gelernt haben, wie es der Fall ist."

„Ich auch nicht, Papa."

„Man begegnet ihr auf die grausamste Weise, während sie doch die freundlichste und liebevollste Behandlung verdient. Ich bin ein alter Mann, aber nie hat mir das Wohl eines Mitmenschen so am Herzen gelegen, wie das ihrige. Es ist furchtbar, wenn man bedenkt, daß die Unschuld in einem Lande wie das unsrige solchen Angriffen ausgesetzt sein kann."

„Ja, Das sage ich auch; aber Du glaubst doch nicht, daß ihr wirkliche Gefahr drohe?"

Dies war Alles ganz schön und bewies, daß Mistreß Orme der Frau, welche der alte Baronet liebte, freundlich gewogen war. Dies aber hatte er schon vorher gewußt und er begann jetzt zu fühlen, daß er

auf diese Weise dem Ziele, welches er im Auge hatte, nicht näher kam.

„Edith," sagte er daher mit einem Male, „ich liebe Lady Mason von ganzem Herzen und möchte sie gern zu meinem Weib machen."

„Zu Deinem Weib!" sagte Mistreß Orme höchlich überrascht.

„Ja, zu meinem Weib, Edith. Laß uns die Sache ruhig besprechen, ehe Du vielleicht meine Absicht verdammst. Vor allen Dingen will ich bemerken, daß ich Lady Mason nicht heirathe, wenn Du sagst, daß Du Dich unglücklich fühlen würdest, wenn ich einen solchen Schritt thäte. Ich habe ihr bis jetzt noch Nichts gesagt, und sie hat folglich von meinem Plan keine Ahnung. Du hast mir Dein ganzes Leben gewidmet, Du bist mein guter Engel, und wenn die Ausführung meines Vorhabens Dich betrübt, so unterbleibt sie."

„Aber, Papa" sagte Mistreß Orme, indem sie sich erhob und auf ihn zu ging, „hier handelt es sich um Dein eigenes Glück mehr, als sonst Etwas. Würde dieser Schritt Dich glücklicher machen?"

„Er würde mich in den Stand setzen, Lady Mason in ihrer Bedrängniß mit mehr Erfolg zur Seite zu stehen."

„Lieber Papa, es handelt sich, wie ich schon ge=

sagt, vor allen Dingen um Dich, und ich frage daher nochmals: Würde Dich ein solcher Schritt glücklicher machen?"

„Ja, ich glaube es," antwortete der Baronet langsam.

„Nun, dann will ich für meine Person auch Nichts dagegen einwenden," antwortete Mistreß Orme, die mehr schwach, als klug und umsichtig war.

„Und weißt Du gewiß, daß Du selbst sie dann nicht weniger lieben wirst?" fragte der Baronet.

„Ja, davon bin ich überzeugt. Ich würde mich sogar bemühen, sie dann um so mehr zu lieben."

„Meine gute, liebe Edith, wenn Du Dies sagst, so habe ich blos noch Eine Person von meinem Entschluß in Kenntniß zu setzen."

„Meinst Du Perry, Papa?" fragte Mistreß Orme in ihrem sanftesten Tone.

„Ja, Diesem muß ich es natürlich sagen, obschon ich ihn nicht wie Dich um seine Zustimmung angehen werde."

„Aber Du wirst es ihm mittheilen?"

„Ja, das heißt, wenn Lady Mason auf meinen Antrag eingeht. Dann soll er es sofort erfahren. Uebrigens bemerke ich ausdrücklich, Edith, daß durch Das, was ich thue, Perry's Aussichten in keiner Weise geschmälert werden sollen. Auch sein Erbtheil

wird ihm ein Mal nach meinem Tode unangetastet zufallen. Wenn diese Heirath wirklich noch zu Stande kommt, so wird Lady Mason selbst einsehen, daß ich in Bezug auf Geld und Geldeswerth wohl Etwas, aber nicht Viel für sie thun kann. — Da Du," fuhr er nach einer kleinen Pause, und als Mistreß Orme Nichts entgegnete, weiter fort, „sonach Nichts gegen meinen Plan einzuwenden hast, so könnte ich wohl sofort mit Lady Mason sprechen. Ist sie im Salon?"

„Ja, dort verließ ich sie."

„Willst Du sie vielleicht bitten, zu mir zu kommen?"

„Ja, recht gern, Papa," antwortete Mistreß Orme und verließ das Zimmer, um sich zu Lady Mason zu begeben.

Der alte Baronet erhob sich von seinem Stuhle und stellte sich mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer.

Es dauerte nicht lange, so ließen sich leichte Tritte hören, die Thür öffnete sich geräuschlos, und Lady Mason stand im Zimmer.

„Meine werthe Lady Mason," sagte Sir Peregrin, indem er ihr entgegenging, „es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie kommen. Erlauben Sie mir, ohne weitere Umstände eine Frage an Sie zu richten. Ich bin ein alter Mann — Manche würden sagen, ein sehr alter Mann, dennoch aber bin ich noch

nicht zu alt, um Sie zu lieben. Würden Sie die Liebe eines alten Mannes, wie ich bin, nicht verschmähen?"

Lady Mason ward, wie wir hier im Vertrauen bemerken wollen, durch diese Worte durchaus nicht überrascht, aber sie wußte, daß es für sie nothwendig war, so zu scheinen. Es ist Dies eine kleine List, welche bei einer Dame in einem solchen Falle wohl zu entschuldigen ist.

„Sir Peregrin," antwortete sie, „Sie meinen doch Nichts weiter, als die Liebe eines werthgeschätzten Freundes?"

„O ja, noch weit mehr," antwortete der Baronet. „Ich meine die Liebe eines Mannes zu seinem Weibe, die Liebe einer Frau zu ihrem Gatten."

„Was sagen Sie, Sir Peregrin? Dies kann unmöglich Ihr Ernst sein. Sie vergessen die Stellung, in der ich mich jetzt befinde! Theuerster, theuerster Freund, theuerster aller Freunde," fuhr sie fort, indem sie vor ihn niederkniete und sich — er hatte sich in seinen Lehnstuhl niedergelassen — auf seine Kniee stützte. „Dieses kann unmöglich geschehen. Denken Sie an den Kummer, der Ihnen und den Ihrigen beschieden wäre, wenn meine Feinde den Sieg davontrügen."

„Das sollen sie aber nicht!" rief Sir n und setzte einen kräftigen Fluch der Entrüstung hinzu,

während er zugleich seine beiden Hände auf Lady Mason's Schultern legte.

„Wir wollen es wenigstens nicht hoffen," stammelte Lady Mason. „Ich müßte zu Ihren Füßen sterben, wenn ich glaubte, daß meine Feinde die Oberhand behielten. Lieber wollte ich zwanzig Mal den Tod erleiden, als Sie mit mir in meine Schande hinabzerren. Es wird schon eine Schande sein, überhaupt als Angeklagte vor den Schranken zu stehen."

„Wer wird wagen, Dies zu sagen, wenn ich dort neben Ihnen stehe?" fragte Sir Peregrin. „Also, sagen Sie," fuhr er fort, indem er ihr das schöne Haar streichelte, „wollen Sie mir das Recht geben, dort neben Ihnen zu stehen und Sie gegen die Angriffe ruchloser Menschen zu vertheidigen? Wir besitzen Alle unsere Schwäche, aber wir besitzen auch Alle unsere eigenthümliche Kraft, und ich kann mich rühmen, daß ich dort stark sein würde."

Es dauerte lange, ehe Lady Mason antwortete, während er immer noch fortfuhr, ihr Haar zu streicheln.

„Es wäre besser, wenn Sie mich niemals gesehen hätten," sagte sie endlich und sprach damit wirklich aus, was sie dachte.

„Nein, nein, für mich wenigstens wäre es nicht besser gewesen, und ich möchte hoffen, daß auch Sie —"

„Ach, Sir Peregrin, Sie wissen, was ich meine; Sie wissen, wie hoch ich Ihre Güte schätze. Was sollte aus mir werden, wenn Sie mir dieselbe entzögen?“

„Ich werde sie Ihnen nicht entziehen. Durch diese Besorgniß lassen Sie sich in keiner Weise beirren, sondern antworten Sie mir vollkommen aufrichtig. Wie Ihr Herz auch antworten mag, so können sie doch versichert sein, daß meine Freundschaft für Sie unverändert bleiben wird. Wenn Sie mich zu Ihrem Gatten machen, so werde ich Ihnen als Gatte beistehen. Können Sie es nicht, so stehe ich Ihnen wenigstens als Freund und Vater zur Seite.“

Lady Mason brach, dem Kampfe mit so vielen widerstreitenden Gefühlen erliegend, in Thränen aus.

„Wenn Sie es wünschen, Sir Peregrin, so möge es geschehen,“ sagte sie endlich, und der Baronet küßte sie und war glücklich.

Von diesem Augenblick an war er entschlossen, daß Lady Mason nicht mehr als die Wittwe eines Ritters aus der City, sondern als die Braut eines Landbaronets betrachtet werden solle. Welchem Spott er sich vielleicht auch dadurch aussetzte, so sollte es sofort geschehen. Man hatte gewagt, sie zu verleumden, aber Niemand konnte fernerhin sich unterstehen, in

solcher Weise von einer Person zu sprechen, welche sein ausschließliches Besitzthum war.

„Theueres Wesen," sagte er dann, indem er sie wieder an sich drückte, „wollen Sie es Edith sagen, oder soll ich es thun? Sie erwartet es."

Lady Mason bat, sie dieser Aufgabe zu überheben. Sie müsse, sagte sie, jetzt eine Weile allein und ungestört sein. Mit dieser Bemerkung entschlüpfte sie und begab sich auf ihr Zimmer.

„Ich lasse Mistreß Orme bitten, zu mir zu kommen," sagte Sir Peregrin zu dem Diener, der auf den Ruf der Klingel erschien.

Lady Mason gelang es, ihr Zimmer zu erreichen, ohne von Jemanden gesehen zu werden.

Dann setzte sie sich nieder und begann ihrer künftigen Welt in's Antlitz zu schauen.

Zwei Fragen waren es, welche sie sich vorzulegen hatte.

War es gut für sie, daß diese Heirath stattfand? Und war es gut für ihn?

Allerdings hatte sie sich diese beiden Fragen schon flüchtig beantwortet, aber es war Dies mehr durch das Gefühl, als durch Nachdenken geschehen, und wir überlassen sie daher ihren Betrachtungen.

Fünftes Capitel.

Was die jungen Leute davon dachten.

Lucius Mason war mittlerweile zu Hause in Orley Farm, befand sich aber keineswegs in froher Gemüthsstimmung. Er hatte noch einen andern Anwalt, als Mr. Furnival befragt, ob es für ihn räthlich sei, eine Verleumdungsklage gegen Mr. Dockwrath anhängig zu machen, aber auch dieser zweite Jurist hatte ihm entschieden davon abgerathen, weil Dies eine nachtheilige Einwirkung auf den Prozeß seiner Mutter äußern könne.

Seine Mutter hatte er seit mehrern Tagen nicht gesehen. Nach Cleeve Hill wollte er nicht gehen, und sie wiederum scheute sich fast, ihn zu besuchen.

„Nächsten Sonntag treffe ich ihn jedenfalls in der Kirche," sagte sie zu Mistreß Orme.

Aber sie traf ihn, als der Sonntag kam, nicht in der Kirche und ging nun Nachmittags zu ihm nach Orley Farm hinüber.

Es geschah Dies, wohl zu bemerken, noch ehe Sir Peregrin ihr seinen Antrag gemacht, und ihr Gemüth war wenigstens nach dieser Richtung hin noch völlig unbefangen.

„Ich kann nicht umhin, zu fühlen," sagte Lucius, nachdem sie eine Weile beisammen gesessen, „daß für den Augenblick eine gewisse Entfremdnng zwischen uns herrscht, Mama."

„O, wie kannst Du Dies sagen, Lucius!"

„Was könnte es nützen, es leugnen zu wollen? Es ist so. Du bist in Bedrängniß, willst aber nicht auf meinen Rath hören. Du verlässest mein Haus und weilst unter dem Dache eines neuen, noch unerprobten Freundes."

„Nein, Lucius, Dies ist nicht der Fall."

„Nun, eines neuen Freundes kann ich jedenfalls sagen. Vor einem Jahre noch gingst Du ganz selten ein Mal dorthin. Ja, jene Leute sind neue Freunde, und dennoch beliebt es Dir jetzt, wo Du in Noth bist, die Zeit bei ihnen zu verleben."

„Aber, lieber Lucius, warum sollte ich nicht in Cleeve Hill verweilen?" fragte Lady Mason.

„So lange jene Prozeßangelegenheit nicht erledigt

ist, solltest Du nirgends weilen, als hier, hier zu meiner rechten Hand, denn ich bin der Einzige, auf dessen Arm Du das Recht hast, Dich zu stützen."

Lady Mason konnte ihrem Sohne nicht ganz Unrecht geben, kehrte aber dennoch wieder nach Cleeve Hill zurück.

Am Morgen nach diesem Tage machte Sir Peregrin seinen Antrag, und Lady Mason fühlte nun, daß die Kluft zwischen ihr und ihrem Sohn eine noch breitere werden würde.

Und alles Dies war die Folge davon, daß sie ein Erbtheil für ihren Sohn begehrt und, als ihr Gatte sich nicht dazu verstehen wollte, Ersterem durch jenes gefälschte Codicill dazu verholfen hatte.

Lucius saß wieder allein in seinem Zimmer in Orley Farm und hatte vor der Hand alle Hoffnung aufgegeben, mit Hilfe des Gesetzes Etwas ausrichten zu können.

Um sich zu zerstreuen, machte er einen Spaziergang durch seine Felder und als er wieder zurückkam, begegnete er einem kleinen Mädchen, welches er mehrmals in Cleeve Hill gesehen. Es war ein Liebling von Mistreß Orme, welche die Kleine unterrichten und mit Allem, was sie brauchte, versehen ließ, wofür das Mädchen ihr zuweilen einen Gang verrichtete.

Jetzt hatte sie einen Brief an Lucius von seiner

Mutter gebracht. Mit einem tiefen Knix sagte sie ihm Das, und er begab sich sofort in das Wohnzimmer, wo er den Brief auf dem Tische liegen sah.

Seine Hand zitterte, indem er ihn öffnete; hätte er aber sehen können wie die Hand gezittert, die ihn geschrieben! Der Brief lautete, wie folgt;

„Theuerster Lucius!

„Ich weiß, Du wirst durch Das, was ich im Begriff stehe, Dir mitzutheilen, nicht wenig überrascht werden, aber ich hoffe, daß Du mich nicht zu streng beurtheilst. Niemals würde ich um meines eigenen Vortheils willen einen Schritt thun, welcher Dich möglicherweise in Nachtheil bringen könnte. In dem gegenwärtigen Augenblick sind wir unglücklicherweise hinsichtlich einer Frage, die uns Beide beunruhigt, verschiedener Ansicht, und ich kann Dich daher nicht so zu Rathe ziehen, wie ich außerdem gethan haben würde. Ich hoffe, daß unter Gottes Beistande diese Drangsale ihr Ende erreichen und dann keine weiteren Differenzen zwischen uns obwalten werden.

„Sir Peregrin Orme hat mir einen Heirathsantrag gemacht, und ich habe denselben angenommen."

Als Lucius Mason den Brief so weit gelesen hatte, warf er ihn auf den Tisch, sprang vom Stuhle auf und ging rasch im Zimmer auf und ab.

„Sie will heirathen!" rief er laut; „sie will heirathen!"

Er begann, indem er Dies sagte, gegen seine Mutter dieselbe Art Entrüstung zu fühlen, welche Joseph Mason gefühlt, als sein Vater wieder geheirathet hatte.

Nach einigen Minuten nahm er den Brief wieder zur Hand und las ihn zu Ende.

„Sir Peregrin Orme," hieß es darin, „hat mir einen Heirathsantrag gemacht, und ich habe denselben angenommen. Es ist sehr schwierig, in einem Briefe alle Ursachen auseinander zu setzen, welche mich bewogen haben, Dies zu thun. Die erste ist vielleicht die, daß ich mich durch Liebe und Dankbarkeit zu ihm hingezogen fühle und es für meine Pflicht halte, allen seinen Wünschen entgegenzukommen. Er hat mich aufmerksam gemacht, daß er als mein Gatte mehr für mich thun kann, als ihm möglich sein würde, wenn er diesen Namen nicht führt. Ich habe ihm erklärt, daß ich lieber untergehen, als ihn sich opfern sehen wolle, aber er sagt, es sei Dies von seiner Seite kein Opfer. Jedenfalls wünscht er es so, und da Mistreß Orme, seine Schwiegertochter, ihre herzliche Zustimmung ertheilt hat, so erachte ich mich verbunden, auf seine Ansichten einzugehen. Nur erst gestern machte er mir dieses Anerbieten. Ich erwähne Dies, damit

Du siehst, daß ich keine Zeit verloren habe, Dich davon zn unterrichten..

„Glaube mir, theuerster Lucius, daß ich stets sein werde Deine liebevolle Mutter

„Mary Mason.

„Die kleine Ueberbringerin wird, wenn sie Dich zu Hause antrifft, auf Antwort warten.“

„Nein,“ sagte Lucius, nachdem er zu Ende gelesen, wieder im Zimmer auf- und abgehend, „sie kann mir niemals wieder dieselbe Mutter sein, die sie mir gewesen. Ich hätte Alles für sie opfern können; sie wäre die Herrin meines Hauses gewesen, wenigstens so lange, ~~als~~ bis sie es selbst anders gewünscht hätte. Nun aber —“

Und seine Gedanken wendeten sich plötzlich Sophy Furnival zu.

Es war inzwischen nothwendig, daß er eine Antwort an seine Mutter schrieb, und er that Dies sofort in folgender Weise:

„Liebe Mutter!

„Es ist, fürchte ich, für mich zu spät, Dir in Bezug auf den Inhalt Deines Briefes einen guten Rath zu geben. Ich kann jedoch nicht sagen, daß Du nach meiner Ansicht recht gehandelt hast.

„Dein Dich liebender Sohn

„Lucius Mason.“

Nachdem er Dies geschrieben, ging er wieder im Zimmer auf und ab.

„Was ächte Lebens= und Herzensfreundschaft betrifft,“ sagte er, „so ist davon zwischen ihr und mir keine Rede mehr. Meinen kindlichen Respect werde ich ihr allerdings nie versagen, aber wie sollte ich nun meine Handlungweise so einrichten, daß dadurch das Wohlbefinden der Gattin des alten Baronets gefördert wird?“

Ehe er sich noch zum Frühstück niedersetzte, vernahm er den Schall von Hufschlägen, und es dauerte nicht lange, so trat Perry Orme herein, der blos wartete, bis der Diener die Thür hinter ihm geschlossen hatte, um dann sogleich den Gegenstand zur Sprache zu bringen, der ihn hierher geführt.

„Mason,“ sagte er, „Du hast wohl schon gehört' was in Cleeve Hill geschehen ist?“

„Ja,“ sagte Lucius; „ich habe davon gehört.“

„Und wie ich von Deiner Mutter höre, bist Du nicht damit einverstanden.“

„Allerdings bin ich es nicht.“

„Und ich bin es auch nicht.“

„Ich bin nicht damit einverstanden,“ wiederholte Lucius in erzwungen ruhigem Tone, „aber ich wüßte nicht, welche Schritte ich thun könnte, um es zu verhindern.“

„Aber kannst Du nicht mit Deiner Mutter sprechen und ihr sagen, wie unrecht es ist?“

„Unrecht! Von einem eigentlichen Unrecht kann wohl keine Rede sein, und ich glaube nicht, daß Dir das Recht zusteht, meine Mutter zu tadeln. Warum sprichst Du nicht mit Deinem Großvater?“

„Das habe ich gethan, nämlich insoweit, als es mir möglich war. Du kennst ihn nicht. Es vermag Niemand Etwas über ihn, als meine Mutter und nun auch Deine Mutter.“

„Und was sagt Deine Mutter?“

„Sie sagt Nichts. Ich weiß recht wohl, daß sie mit dem Project nicht einverstanden ist, aber sie will es nicht sagen, denn sie würde sich lieber beide Hände abhacken lassen, als sich meinem Großvater mißfällig machen. Sie sagt, er habe sie gefragt, und sie habe ihre Zustimmung gegeben.“

„Aber nach meiner Ansicht wäre es an ihr und an Dir, diesen Schritt zu verhindern.“

„Nein, Dies ist die Aufgabe Deiner Mutter. Ueberlege Dir doch, Lucius. Er ist über siebzig Jahre alt und will, wie er selbst sagt, unser Familienbesitzthum nicht durch eine neue Wittwenrente belästigen. Wenn er ihr aber keinen Wittwengehalt aussetzen will, warum heirathet ihn dann Deine Mutter?“

„In dieser Beziehung thust Du ihr unrecht.

Es handelt sich hier nicht um ein Geldgeschäft. Sie will ihn nicht heirathen, um Nutzen von ihm zu haben.“

„Aber warum denn sonst?

„Weil er es wünscht. Diese Prozeßgeschichte hat ihr den Kopf verdreht, und sie hat sich gänzlich den Händen Deines Großvaters überantwortet. Nach meiner Ansicht thut sie daran sehr unrecht. Ich hätte sie auch gegen all' dieses Unheil schützen können und würde es auch gethan haben. Ich hätte, glaube ich, mehr thun können, als Sir Peregrin thun kann; sie ist jedoch anderer Meinung gewesen, und ich wüßte nicht, wie ich es ändern sollte.“

„Aber willst Du nicht mit ihr sprechen? Willst Du ihr nicht vorstellen, wie sehr sie durch diesen Schritt einer Familie zu nahe tritt, von der sie stets eine wohlwollende und freundschaftliche Begegnung erfahren?“

„Wenn sie hierher kommt, so werde ich mit ihr sprechen. Dort kann ich es nicht thun. Ich kann nicht in einer solchen Absicht das Haus Deines Großvaters betreten.“

„Die ganze Welt wird sich gegen sie kehren, wenn sie ihn heirathet,“ sagte Perry.

„Wie mir scheint,“ hob Lucius nach einer Pause wieder an, „so thust Du meiner Mutter in dieser Sache großes Unrecht Sie denkt nicht an Geld oder

sonstige materielle Vortheile. Sie hat sich einzig und allein von Dem bestimmen lassen, was Dein Großvater zu ihr gesagt hat, so wie durch eine wahrhaft wahnsinnige Angst vor einem ihr bevorstehenden Unglück, welches, wie sie glaubt, durch seinen Beistand gemildert oder ganz vermieden werden kann. Du bist ja dort im Hause und kannst mit Deinem Großvater und wenn Du sonst willst, auch mit meiner Mutter sprechen, während ich hier von beiden Personen entfernt bin."

„Du willst mir also nicht diese Sache rückgängig machen helfen?"

„O ja, recht gern, sobald ich nur erst weiß, wie."

„Willst Du nicht selbst an Deine Mutter schreiben?"

„Ich will es mir überlegen."

„Mag sie nun in dieser Angelegenheit einen Vorwurf verdienen oder nicht, so muß es sowohl Deine, als meine Pflicht sein, eine solche Heirath womöglich zu verhindern. Denke nur was die Leute dazu sagen werden!"

Nach noch einigem Hin- und Herreden ritt Perry, mit seinem Freund, Lucius Mason, nicht recht zufrieden, wieder nach Hause.

Unterwegs gab er immer mehr der Ansicht Raum, daß das Schicksal ihm hart mitspiele, und daß es für ihn vielleicht am Besten wäre, wenn er eine Nordpol-

expedition oder eine gefahrvolle Reise in's Innere von Afrika mitmachte. Er hatte Madeline Staveley sein Herz angetragen und war abgewiesen worden. Diese Zurückweisung bereitete seinem Stolz einen Schmerz, der fast unerträglich war, und nun stand gar noch sein Großvater im Begriff, einen thörichten Streich zu begehen.

„Wäre es nicht besser, ich machte es, wie Andere es unter solchen Umständen zu machen pflegen?" sagte er bei sich selbst, als er langsam in der Hof von Cleeve Hill einritt, und dachte fast mit Neid an seinen alten Freund Carroty Bob.

Sechstes Kapitel.

Perry's Beredsamkeit.

Perry übergab sein Pferd einem Diener und ging nicht in das Haus hinein, sondern machte einen Spaziergang in der nahgelegenen Waldung.

Lucius Mason hatte ihm gesagt, daß er lieber selbst mit Lady Mason sprechen solle. Wohl fühlte er, daß, wenn er Dies thäte, sein Großvater es sehr übel nehmen würde, aber er beschloß, es darauf ankommen zu lassen.

Nachdem er ein Mal diesen Entschluß gefaßt, kehrte er, nachdem es schon ziemlich dunkel geworden, in das Haus zurück, begab sich in das Gesellschaftszimmer, setzte sich vor dem Feuer nieder und dachte weiter über seinen Plan nach.

Das Zimmer war dunkel, wie solche Zimmer in

den letzten Stunden vor dem Diner im Januar zu sein pflegen, und er hatte ungefähr eine Viertelstunde so dagesessen, als er das Rauschen eines Frauengewandes vernahm und bei dem Schein des Kaminfeuers bemerkte, daß Lady Mason sich im Zimmer befand.

Sie war sehr geräuschlos eingetreten und lenkte ihre Schritte im Dunkel nach einem Stuhl, in welchem sie oft zu sitzen pflegte. Dabei kam sie so nahe an Perry vorüber, daß sie ihn mit ihrem Kleide berührte.

„Lady Mason," sagte er, um sie vor allen Dingen wissen zu lassen, daß sie nicht allein sei, „es ist beinahe finster — soll ich Licht bringen lassen?"

Sie erschrak ein Wenig, als sie seine Stimme hörte, bat ihn um Entschuldigung, daß sie ihn gestört, lehnte sein Anerbieten, Licht bringen zu lassen, ab und erklärte, daß sie sofort wieder in ihr Zimmer hinaufgehen werde.

Perry war jedoch der Meinung, daß, wenn er ein Mal mit ihr sprechen wolle, Dies am Besten sogleich geschähe, und welche Gelegenheit konnte dazu günstiger sein, als die sich ihm jetzt darbietende?

„Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben," hob er daher wieder an, „so hätten Sie vielleicht die Güte, mir denselben zu schenken."

„Ja wohl, recht gern," entgegnete sie, und Perry

bemerkte, daß ihre Stimme selbst bei diesen wenigen Worten zitterte.

„Ich glaube, es wird doch besser sein, wenn ich ein Licht anzünde," sagte er und nahm eins von den auf der Ecke des Kaminsimses stehenden herab, welches, nachdem er es angezündet, die Finsterniß des Zimmers erst recht sichtbar zu machen schien.

Perry raffte seinen ganzen Muth zusammen und begann:

„Sie werden mich hoffentlich nicht für unhöflich halten, Lady Mason, wenn ich mit Ihnen in dieser Angelegenheit zu sprechen wünsche."

„O nein, Mr. Orme, ich bin überzeugt, daß Sie nicht unhöflich gegen mich sein werden."

„Sie können mir nicht verdenken, daß ich mich durch das bewußte Project sehr nahe berührt fühle, denn abgesehen von finanziellen Gründen, die ich nicht berühre, und die in meinen Augen übrigens auch nicht entscheidend sind, giebt es auch noch andere Ursachen, aus welchen diese Heirath mich sehr unglücklich machen wird."

„Wirklich? Wenn ich Andere unglücklich machen sollte, würde ich mich selbst am Unglücklichsten fühlen."

„Ja, nicht blos mich würden Sie unglücklich machen, sondern auch Ihren eigenen Sohn. Ich war heute bei ihm, und er ist ganz derselben Ansicht, wie ich."

„Was sagte er denn, Mr. Orme?"

„Was er sagte? Seiner Worte entsinne ich mich allerdings nicht mehr ganz genau, wohl aber weiß ich ganz bestimmt, daß Ihre Vermählung mit meinem Großvater ihn sehr unglücklich machen würde. Warum sprechen Sie nicht selbst mit ihm?"

„Ich glaubte, es würde besser sein, wenn ich ihm erst schriebe."

„Nun, geschrieben haben Sie. Glauben Sie, daß es gerathen wäre, wenn Sie zu ihm gingen und das Weitere mündlich besprächen? Sie werden finden, daß er dem Project ebenso abgeneigt ist, als ich."

„Mein theurer Lucius!" sagte Lady Mason, mehr mit sich selbst, als mit Perry sprechend. „Ich möchte ihm nicht vorsätzlich Grund geben, mit mir unzufrieden zu sein."

„Aber er ist sehr unzufrieden mit Ihnen, Das kann ich Ihnen versichern."

„Ja, unsre Ansichten sind in dieser ganzen Angelegenheit so sehr verschieden."

„Aber glauben Sie nicht, daß es besser wäre, wenn Sie mit ihm sprächen, ehe Sie Ihren letzten Entschluß fassen? Er ist Ihr Sohn, wissen Sie, und ein kluger, kenntnißreicher Kopf, der Ihnen dies Alles weit besser auseinander zu setzen wissen wird, als ich."

„Was soll er mir denn auseinandersetzen, Mr. Orme?"

„Nun, Sie erwarten doch nicht, daß irgend Jemand eine solche Heirath billigen werde — das heißt, irgend Jemand außer Ihnen und meinem Großvater?"

„Ihre Mutter hat Nichts dagegen einzuwenden."

„Meine Mutter! Sie kennen meine Mutter noch nicht. Sie würde Nichts dagegen einzuwenden haben, wenn ihr Jemand, für den sie sich ein Mal interessirt, den Kopf abschneiden wollte. Ich weiß selber nicht, wie in der ganzen Sache manövrirt worden ist, wahrscheinlich aber hat mein Großvater meine Mutter erst gefragt, und natürlich hat sie Nichts dagegen eingewendet. Betrachten Sie aber doch ein Mal die Sache mit ganz unbefangenem Auge. Was sagt die Welt allemal, wenn ein alter Mann, wie mein Großvater, eine junge Frau heirathet?"

„Aber ich bin ja —"

„Wir sind Ihnen Alle sehr gewogen gewesen," unterbrach Perry. „Was jenen schmachvollen Prozeß betrifft, so stehen wir Alle auf Ihrer Seite. Als Lucius mich aufforderte, ihn zu jenem Halunken in Hamworth zu begleiten, war ich sofort dazu bereit, und die Haltung meines Großvaters in dieser Angelegenheit hat mir bis jetzt nur Freude gemacht. Was aber

diese projectirte Heirath betrifft, so bitte ich Sie, Lady Mason, zu bedenken, was die Leute von ihm sagen werden. Wenn er Ihr Vater wäre und sein ganzes Leben lang auf dem Gipfel des Baumes gesessen hätte, wie würde es Ihnen gefallen, wenn sie ihn auf ein Mal herabstürzen und sich zum Gelächter machen sähen — jetzt, wo er nun zu alt wäre, um sich jemals wieder aufzuraffen und in Respect zu setzen?"

Ich weiß nicht, ob Lucius Mason mit all' seinen Scharfsinn sich treffender auszusprechen vermocht hätte. Perry trug seine Farben allerdings etwas stark auf, aber die Wirkung derselben war eine unleugbare.

Er schwieg, nicht aus Selbstzuversicht, oder um Lady Mason Zeit zu geben, seine Redekunst zu bewundern, sondern weil er um weitere Worte verlegen war. Er stand auf, schürte das Feuer und setzte sich dann wieder.

„Es ist eine so verteufelte Geschichte, Lady Mason," hob er dann wieder an, „daß Sie mir nicht zürnen dürfen, wenn ich mich ein Wenig zu nachdrücklich ausgesprochen habe."

„O nein, Mr. Orme, ich zürne Ihnen nicht und ich weiß auch nicht, was ich sagen soll."

„Aber warum wollen Sie nicht mit Lucius sprechen?"

„Was könnte Dieser mehr sagen, als bereits von Ihnen gesagt worden? Mein bester Mr. Orme, um Alles in der Welt möchte ich Ihren Großvater nicht in Schaden bringen.“

„Aber dennoch werden Sie Dies thun. In den Augen aller seiner Freunde werden Sie ihm schaden.“

„Dann nehme ich mein Wort zurück. Ich gehe zu ihm und bitte ihn, daß er auch das seinige zurücknehme. Ich will ihm sagen, daß ich nicht die Seine werden kann.“

„Wie! Das wollen Sie wirklich thun?“ rief Perry und erschrak fast über die Wirkung seiner eigenen Beredsamkeit. Was mußte sein Großvater sagen, wenn er erfuhr, daß sein Enkel ihm seine Braut abtrünnig gemacht?

„Mr. Orme,“ fuhr Lady Mason fort, „ich bin überzeugt, daß Sie nicht wissen, wie dies Alles gekommen ist. Wenn Sie es wüßten, so würden Sie mir ganz gewiß keinen Vorwurf machen. Mein einziger Wunsch ist gewesen, Ihrem Großvater in allen Dingen zu gehorchen.“

„Aber Sie würden ihn doch nicht aus Gehorsam heirathen wollen?“

„Allerdings war Dies meine Absicht, und ich

würde es auch ganz gewiß thun, wenn ich ihm dadurch nicht schadete. Sie sagen, Ihre Mutter würde ihr Leben für ihn lassen. Dasselbe würde auch ich thun, ebenso wie Alles, was ich sonst thun könnte, ohne ihn oder Andere zu verletzen. Nicht ich habe diese Heirath gesucht, an welche ich nie gedacht habe. Wenn Sie an meiner Stelle wären, Mr. Orme, würden Sie wissen, wie schwer es für mich ist, Etwas zu verweigern."

Perry stand wieder auf und stellte sich mit dem Rücken gegen das Feuer. Sein gutes Herz bereute fast, daß er so rauhe Worte gesprochen — Worte, welche Lady Mason gleichwohl mit so viel Geduld und Fügsamkeit hingenommen. Wäre der alte Baronet jetzt hier gewesen und hätte er sich so weit herablassen können, so würde er die Zustimmung seines Enkels ohne große Mühe erlangt haben. Perry hatte, wie mancher Feldherr, seine ganze Energie auf Erlangung des Sieges verwendet und war jetzt bereitwilliger, billige Friedensbedingungen zu stellen, als er gewesen wäre, wenn er im Kampf gelitten hätte.

„Wohlan," sagte er nach einer Weile, „ich bin Ihnen für die Art und Weise, auf welche Sie Das, was ich gesagt, aufgenommen, sehr verbunden. Niemand weiß bis jetzt Etwas davon, glaube ich, und

wenn Sie vielleicht mit meinem Großvater sprechen wollen —"

„Ja, ich werde mit ihm sprechen, Mr. Orme."

„Ich danke Ihnen; dann wird vielleicht Alles wieder in's rechte Gleis kommen. Jetzt will ich gehen und mich zur Tafel ankleiden."

Siebentes Kapitel.

Wirklich?

Das Diner war an diesem Tage nicht allzu langweilig. Perry hoffte, daß die Heirathsideen wieder aufgegeben werden würden, und fühlte sich wenigstens gegen Lady Mason besser gestimmt, als er vorher gewesen. Er sprach mit ihr, fragte sie, ob sie ausgewesen sei u. s. w.

Dies ward von Sir Peregrin ebenso bemerkt, wie von Perry's Mutter, und Beide bemühten sich, ebenfalls einige Worte in heitererem Tone zu sprechen, als sie seit den letzten zwei Tagen gethan.

Lady Mason selbst sagte nicht viel, besaß aber Tact genug, um zu sehen, welche Mühe man sich gab, und obschon sie nur wenig sprach, so lächelte sie doch

und nahm die Artigkeiten, die ihr gespendet wurden, freundlich hin.

Die beiden Damen zogen sich hierauf zurück, und Perry war mit seinem Großvater allein.

„Es war ein schlimmer Sturz, den Graham damals that, Großpapa," hob Perry an, um überhaupt von Etwas zu sprechen. Da er vor Tische so gut gekämpft, so wollte er seinem halbbesiegten Feinde jetzt einige Ruhe gönnen.

„Die erste Nachricht, die wir von dem Unfalle erhielten, meldete gar, er sei todt," sagte Sir Peregrin, indem er sein Glas füllte.

„Harriet Tristram war, ebenso wie ich, bereits glücklich über den Graben hinüber."

„Du denkst doch nicht allzu häufig an Harriet Tristram? Sie ist allerdings eine vortreffliche Reiterin, aber ich möchte nicht, daß Du Dich näher mit einer Dame befreundetest, welche hauptsächlich in dieser Beziehung sich berühmt gemacht hat."

„O nein! Es macht mir allerdings viel Vergnügen, sie zu Pferde zu sehen, aber verlieben könnte ich mich in sie durchaus nicht."

„Du wärest übrigens auch noch sehr jung zum Heirathen," bemerkte der Baronet.

„Ja, jung wäre ich allerdings noch, aber das würde wohl Nichts schaden."

„Nein, nein, im Gegentheil, sobald ein junger Mann in festen, geordneten Verhältnissen sich befindet, so thut er wohl, wenn er so bald als möglich heirathet. Deine Mutter würde es sehr gern sehen, wenn Du frühzeitig heirathetest, Das weiß ich wohl, und auch ich würde es gern sehen, dafern Du Dich nur gut verheirathetest."

„Was um's Himmels willen sollte dies Alles heißen?" fragte Perry sich im Stillen. Daß er Miß Staveley liebte, konnte sein Großvater unmöglich wissen, und hätte er es gewußt, so würde er natürlich nicht von Harriet Tristram gesprochen haben.

Er hatte indessen nicht lange Zeit, hierüber nachzudenken, denn der alte Baronet hob nach einer kurzen Pause wieder an:

„Ich will Dir sagen, warum ich so auf ein Mal vom Heirathen mit Dir spreche. Ich stehe nämlich im Begriff, Etwas zu thun, was viele Leute einen dummen Streich nennen werden."

„Du meinst mit Lady Mason."

„Ja, ich meine Dies. Wir wollen jedoch jetzt nicht davon sprechen, und ich erwähne es blos, um Dir zu sagen, daß ich, bevor ich jenen Schritt thue, endgültige Bestimmungen über unser Familienbesitzthum treffen werde. Wärest Du verheirathet, so

würde ich es sofort mit Dir theilen. Das alte Haus hier möchte ich für mich behalten, bis ich sterbe. So lange Du nicht heirathest, erhältst Du jährlich tausend Pfund, aber ich würde mich sehr freuen, wenn ich es wahrscheinlich fände, daß Du bald heirathetest. Hast Du unter unsern jungen Damen hier noch keine bemerkt, welcher Du vor allen andern den Vorzug geben würdest?"

„O ja, Großpapa."

„Und welche ist das?"

„Madeline Staveley."

„Da bin ich ganz mit Dir einverstanden, Perry. Madeline Staveley ist die liebenswürdigste junge Dame weit und breit. Sie soll leben!" rief der Baronet, indem er sein Glas hob. „Ich würde stolz darauf sein, wenn Du sie heimführtest. Deine Mutter urtheilt über sie ganz so, wie ich; Dies weiß ich zufällig."

„Ja," sagte Perry in wehmüthigem Tone, „sie ist ein sehr nettes Mädchen, wenigstens halte ich sie dafür."

„Der Mann, der sie erobert, kann sich glücklich schätzen. Ich bin ebenso wie Du der Ansicht, daß ein Mann nicht nach Geld heirathen soll; ist dessen aber da, so schadet es Nichts, und wenn ich nicht

irre, so bekommt Miß Staveley eine ganz hübsche Mitgift. Ihre ältere Schwester erhielt, als sie heirathete, zehntausend Pfund, glaube ich. Wenn ich Dir daher einen guten Rath geben soll, so mache ihr unverweilt Deinen Antrag. Du bist einige Zeit in ihrem Hause auf Besuch gewesen und —"

„Aber es ist ja schon geschehen!"

„Was ist geschehen?"

„Ich habe ihr meinen Antrag gemacht."

„Nun, und?"

„Und sie hat mir den Korb gegeben. Nun weißt Du die ganze Sache, lieber Großpapa, und ich glaube, wir haben nicht sonderliche Ursache, uns zu freuen."

„Also, Du hast ihr Deinen Antrag schon gemacht? Hast Du auch mit ihren Eltern gesprochen?"

„Was hätte mir Das weiter nützen können, nachdem sie mir gerade heraus gesagt, daß sie sich für mich nicht interessirt? Was ihre Mutter betrifft, so habe ich Grund, zu glauben, daß diese mir gewogen ist und sicherlich Nichts dagegen eingewendet hätte."

„Du mußt Dein Glück noch ein Mal versuchen," sagte der alte Baronet, nachdem Beide mehrere Minuten lang geschwiegen.

„Ich glaube nicht, daß mir Dies Etwas nützen

würde; ich vermuthe, daß ihr Herz sie zu einem Andern hinzieht."

„Zu wem denn?"

„Zu Felix Graham, der noch dort liegt — Derselbe, dem auf der Fuchsjagd jener Unfall begegnete. Ich will es natürlich nicht etwa mit Gewißheit behaupten — ich spreche, wie gesagt, blos eine Vermuthung aus und bitte Dich, gegen Niemanden Etwas davon zu erwähnen."

Sir Peregrin versprach Dies natürlich und bemühte sich, seinen Neffen auf andere Weise zu ermuthigen. Er wollte selbst mit dem Vater der jungen Dame sprechen, wenn es räthlich gefunden würde, und ihm auseinander setzen, wie gut für die Zukunft seiner Tochter gesorgt werden würde, wenn sie sich dazu verstände, ihren Entschluß zu ändern.

„Junge Damen lassen sich leicht bereden, weißt Du, Perry," sagte der Baronet.

Perry aber sprach seine Ueberzeugung dahin aus, daß Madeline Staveley ihren Entschluß nicht ändern würde.

Sir Peregrin hatte durch Das, was sonach geschehen, viel gewonnen, und er fühlte es. Jedenfalls war sein eigenes Heirathsproject nun zwischen ihm und seinem Enkel nichts Neues mehr, und er hatte

Gelegenheit erlangt, seinem Enkel auf eine Weise gefällig zu sein, welche diesen fast vollständig entwaffnen mußte. Wenn er, ein alter Mann, bereit war, so viel zu thun, um die Absichten eines jungen Mannes zu fördern, war es dann wohl möglich, daß dieser junge Mann sich seinen Wünschen widersetzte?

Es waren nach diesem Gespräch zwei Tage vergangen, als Mr. Furnival wieder einen Besuch machte. Dies Mal hatte er mit dem Baronet eine ziemlich lange, geheime Unterredung. Er theilte ihm mit, daß Mr. Matthew Round bei ihm gewesen sei, und daß höchst wahrscheinlich gegen Lady Mason eine Anklage auf Fälschung oder Meineid erhoben werden würde.

Als er dann weiter hinzufügte, daß er Mr. Salomon Aram und Mr. Chaffanbraß zu Mitvertheidigern engagirt habe, erklärte der alte Baronet, daß er diese Wahl nicht recht billigen könne. Die genannten Herren seien unstreitig in Criminalsachen sehr bewandert, meinte er, aber in Lady Mason's Falle werde ein solcher Beistand kaum nöthig sein.

Mr. Furnival versuchte hierauf, obschon nicht mit rechtem Glück, dem Baronet Sand in die Augen zu streuen, indem er erklärte, daß man sich in einem

Kampfe mit dem Teufel auch teuflischer Waffen bedienen müsse. Lady Mason's Fall sei von der Art, daß für eine möglichst geschickte Vertheidigung gesorgt werden müsse, und diese nur mit Erfolg von Criminaljuristen geführt werden könne, welche es verständen, die vielleicht zum Nachtheil ihrer Clientin aussagenden Zeugen zu verwirren und zu verblüffen.

„Aber ich sollte meinen, eine falsche Anklage müsse in sich selbst zusammenbrechen," meinte Sir Perry stolz.

„Gleichwohl ist Dies nicht immer der Fall," entgegnete Mr. Furnival.

Der Baronet erwiderte hierauf weiter Nichts, sondern begann mit einem hohen Grad äußerer Würde, womit er wahrscheinlich sein inneres Zagen vor sich selbst verbergen wollte, den Juristen von dem gefaßten, bedeutungsvollen Entschluß in Kenntniß zu setzen, oder mit andern Worten ihm zu sagen, daß er Lady Mason heirathen werde.

„Wirklich!" rief Mr. Furnival, indem er sich überrascht in seinen Stuhl zurückwarf.

„Ja, Mr. Furnival. Ich würde mir nicht die Freiheit genommen haben, Ihnen mit einer so rein persönlichen und privaten Angelegenheit lästig zu fallen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie Lady Ma=

son's langjähriger Freund und vertrauter, rechtsgelehrter Rathgeber sind."

„Also wirklich!" sagte Mr. Furnival noch ein Mal, und der Baronet hörte ihm deutlich an, daß auch er sein Project nicht billigte.

Achtes Kapitel.

Warum soll er fort?

„Ich weiß recht wohl, Mr. Staveley, daß Sie zur Zahl jener Herren gehören, welche es sich zum Vergnügen machen, einem Mädchen solche Dinge zu sagen.“

„Da irren Sie sich vollständig, Miß Furnival. Darf ich fragen, wer mich bei Ihnen in dieser Weise angeschwärzt hat?“

„Meine Meinung gründet sich nicht auf die Mittheilungen einer einzelnen Person, sondern auf Das, was ich von vielen andern Personen, zum Beispiel Ihrem Vater, Ihrer Mutter und Ihren Schwestern über Sie äußern gehört. Uebrigens aber brauchen Sie durchaus nicht vom Anschwärzen zu sprechen. Dergleichen Sünden werden heutzutage als erlaubt

betrachtet und geben höchstens einen kleinen Anflug von braun.“

„Dennoch aber betrachte ich einen Mann, der auf solche Weise handeln kann, als sehr niedrig.

„Auf welche Weise meinen Sie, Mr. Staveley?“

„Ich meine, wenn ein Mann das Herz einer jungen Dame zu gewinnen weiß, um damit zu spielen.“

„Davon habe ich nicht gesprochen. Allerdings ist Dies eine Verrätherei von der schwärzesten Art, aber es fällt mir nicht ein, Sie eines solchen Vergehens beschuldigen zu wollen. Wenn vom Gewinnen eines Herzens die Rede ist, sehen die Männer ganz anders aus.“

„Davon habe ich keine nähere Kenntniß,“ sagte August, mit der Art und Weise, auf welche man ihm begegnete, keineswegs sonderlich zufrieden; dennoch aber habe ich die Kühnheit gehabt —“

„Ihre Kühnheit ist allerdings außerordentlich, denn dieselbe würde Sie morgen ohne Bedenken zu den Füßen irgend einer andern beliebigen Dame führen.“

„Und Dies ist die einzige Antwort, die ich von Ihnen erhalten soll?“

„Nun, ist Das nicht Antwort genug? Was verlangen Sie denn von mir? Soll ich aufstehen und

mich für die Ehre, Mistreß Staveley zu werden, mit einem tiefen Knix bedanken?"

„Nein, ich wünsche vielmehr, daß Sie aufstehen, diese Ehre annehmen und mir einen Kuß geben."

„Aber, Mr. Staveley, was habe ich gethan oder gesagt, um Sie zu der Voraussetzung zu berechtigen, daß ich mein Herz an Sie verloren?"

„Nun, da Sie mein Herz besitzen, so ist es von mir ganz natürlich, wenn ich hoffe, das Ihrige in meinen Besitz übergehen zu sehen."

„Ach, sprechen Sie doch nicht von Ihrem Herzen! Sie haben dasselbe schon so vielfach hin- und hergeschleudert, daß es nothwendig sehr viel Sprünge und Risse bekommen haben muß."

Indem Miß Furnival Dies sagte, rückte sie von August Staveley ein Wenig auf dem Sofa hinweg, ward aber aller ferneren Behelligungen in dieser Beziehung, wenigstens für den Augenblick, durch Lady Staveley's Eintritt überhoben.

Diese hatte an demselben Tage bemerkt, daß Felix Graham's Thür im Corridor gewöhnlich offen stand. Sie kannte ihre Tochter zu gut, als daß sie aus diesem Umstande etwas Arges geschlossen hätte, sie fand sich aber dennoch dadurch veranlaßt, die Krankenwärterin in etwas heftigem Tone zn fragen:

„Warum laßt Ihr fortwährend jene Thür offen?“

„Ich glaube, das Zimmer lüftet sich besser, Mylady,“ antwortete Mistreß Baker.

„Ach, dummes Zeug. Mr. Graham wird ja dann durch jedes Geräusch im Hause gestört. Haltet die Thür künftig geschlossen.“

„Es geht mit ihm immer besser,“ sagte Mistreß Baker etwas später an demselben Tage zu Madeline. „Was Essen und Trinken betrifft, so ist er als ganz gesund zu betrachten. Dennoch aber wäre es grausam, wenn man ihn jetzt schon fortlassen wollte. Ich hörte, was der Arzt sagte.“

„Aber wer spricht denn vom Fortlassen?“

„Er selbst spricht davon, daß er fort müsse, und der Arzt sagte, es sei vielleicht nun möglich. Ich weiß aber schon, was Das heißen soll.“

„Nun, und was soll es denn heißen?“

„Nun, weiter Nichts, als daß er, wenn wir ihn los sein wollen, nicht gerade daran sterben wird.“

„Aber wer will ihn denn los sein?“

„Ich für meine Person allerdings nicht. Seine Abwartung macht mir gar keine Mühe. Er ist ein so netter junger Herr, wie ich jemals einen abzuwarten gehabt.“

Madeline suchte sofort ihre Mutter auf und bat dieselbe, nicht zuzugeben, daß Mr. Graham in

seinem gegenwärtigen Zustand das Haus verließe, blos weil der Doctor gesagt hätte, es könne Dies möglicher Weise geschehen, ohne daß der Genesende sofort den Tod davon haben müsse. Die Thränen traten ihr in die Augen, während sie Dies sagte.

Lady Staveley fand hierin abermals Grund zu Unruhe und nahm Mistreß Baker nochmals in's Gebet.

„Wie könnt Ihr so albern sein, mit meiner Tochter über Mr. Graham's Arm zu sprechen! Ich verbitte mir Dies in Zukunft.“

Nachdem sie Dies zu der verblüfften Krankenwärterin gesagt, überraschte sie eben ihren Sohn bei seiner Unterredung mit Miß Furnival und neigte sich nun allmählich der Meinung zu, daß ihre Kinder ihr doch wohl noch ein Wenig zu schaffen machen würden.

Ihr Sohn machte ein Gesicht, als sei er auf etwas Unrechtem ertappt worden, Miß Furnival aber verlor ihre Geistesgegenwart auch nicht einen Augenblick lang.

„Lady Staveley,“ sagte sie, „warum geht Ihr Sohn nicht lieber auf die Jagd oder auf den Fischfang, anstatt den ganzen Tag zu Hause zu hocken? Es muß ihm ja hier die Zeit zum Sterben lang werden.“

„Nun, wenn ich Ihnen lästig bin, so will ich

hinauf zu Graham gehen," bemerkte August und verließ mit diesen Worten das Zimmer.

„Ein hinterlistiges, falsches Mädchen," sagte Lady Staveley bei sich selbst, während sie ihre Arbeit zur Hand nahm und sich in ihren gewohnten Armstuhl niederließ.

August ging wirklich zu seinem Freund hinauf und fand ihn mit Brieflesen beschäftigt. Es war sonst Niemand weiter im Zimmer.

„Ich gedenke, mich morgen aufzumachen, alter Freund," sagte Felix. „Der Arzt sagte heute Morgen, es könnte nun ohne Gefahr geschehen."

„Er sagte, es könne vielleicht in zwei oder drei Tagen geschehen. Warum bist Du auf ein Mal so ungeduldig? Du hast Nichts zu thun; es giebt anderwärts Niemanden, der Dich zu sehen, und hier giebt es Niemanden, der Dich loszuwerden wünschte."

„Da sprichst Du drei Behauptungen aus, die sammt und sonders nicht stichhaltig sind."

„Wie? Wer wünscht Dich denn los zu sein?"

„Das kommt zuletzt. Erstens habe ich Etwas zu thun, und zweitens giebt es anderwärts Leute, die mich zu sehen wünschen. Ich habe soeben einen Brief von Mary und einen zweiten von Mistreß Thomas erhalten."

„Und welche von Beiden wünscht Dich denn zu

sehen? Ist es wohl weiblich gedacht, die Nähe eines Mannes gerade zu einer Zeit zu verlangen, wo er nicht im Stande ist, sich zu bewegen?“

Felix sprach sich hierauf, ohne die Briefe herzugeben, bis zu einem gewissen Grade über den Inhalt derselben aus.

„Ich kann mir gar nicht denken, was eigentlich geschehen ist,“ sagte er. „Mary bittet um Verzeihung und sagt, sie sei nicht schuld daran, und Mistreß Thomas ergeht sich ebenfalls in einer Menge Entschuldigungen, indem sie zugleich erklärt, daß ihr Gewissen sie zwinge, Alles zu sagen; Keine von Beiden aber theilt mir mit, um was es sich eigentlich handelt.“

„Wahrscheinlich hat Miß Snow den Schlüssel zu dem Arbeitskästchen verloren, welches Du ihr geschenkt hast.“

„Ich habe ihr kein Arbeitskästchen geschenkt.“

„Nun, dann zu dem Schreibepult. So geht es aber einem jungen Mann, wenn er sich zum Oberschulmeister einer jungen Dame macht. Du willst also Deine Pflegebefohlene besuchen, während Du den Arm noch in der Binde trägst?“

„Ja wohl,“ sagte Felix und las dann die beiden Briefe nochmals durch, während Staveley am Fuße des Bettes saß. „Ich wollte, ich wüßte, was ich davon denken soll,“ setzte er hinzu.

„Wovon?“ fragte August Staveley.

„Ich fange an, in Bezug auf dieses liebe Mädchen gewisse Zweifel zu hegen,“ sagte Felix, ohne die Frage seines Freundes zu beantworten. „Ich meine nämlich Zweifel in Bezug auf mich selbst. Die Frage ist jetzt nicht, ob ich sie für mein eigenes Glück hinreichend lieben kann. In dieser Beziehung habe ich nicht mehr das Recht, zu zweifeln.“

„Aber Du würdest sie nicht heirathen, wenn Du sie nicht liebtest.“

„Darüber brauchen wir jetzt nicht zu sprechen. Wie aber, wenn sie mich nun nicht liebt? Wenn sie nun wünschte, das Verhältniß, in welchem sie zu mir steht, aufgehoben zu sehen? Wie soll ich Dies ausfindig machen?“

August saß eine Weile schweigend da, denn er fühlte, daß Dies eine ernste Frage war.

„Weißt Du ganz gewiß, von welcher Art Deine eigenen Gefühle in dieser Sache sind?“ sagte er endlich.

„Dies ist es eben,“ entgegnete Felix. „Wie, wenn ich nun ein anderes Mädchen lieben lernte — ein Mädchen, welches ganz außerhalb meines Bereichs stände, während ich noch an jene gebunden bin?“

„Ich sage Dir selten Schmeicheleien, Graham, und beabsichtige auch jetzt nicht, es zu thun. Außer=

halb Deines Bereichs aber steht kein Mädchen. Du bist ein Mann von Geburt, Stellung und Talent, so daß Du Ansprüche auf jede Dame machen kannst. Was Geld betrifft, so mußt Du, je weniger Du selbst hast, desto mehr zu bekommen suchen."

„Wenn nun aber diese Dame eine gewisse Miß Staveley wäre, würde diese nicht als außerhalb meines Bereichs stehend betrachtet werden?"

„Ueber seine eigene Schwester kann man nicht sprechen," sagte Staveley, indem er aufstand und an's Fenster trat.

„Erschrick nur nicht," sagte Graham lächelnd, „ich kann Dir versichern, daß es nicht meine Absicht ist, ihr einen Heirathsantrag zu machen."

„Nun, dann wird es auch am Besten sein, wenn wir weiter nicht von ihr sprechen."

„Höre mich einen Augenblick an. Eben damit ich nicht in Gefahr komme, es zu thun, wird es für mich und für uns Alle am Besten sein, daß ich das Haus verlasse."

„Weiß meine Schwester Etwas davon?" fragte August Staveley, indem er an das Bett seines Freundes zurückkehrte und ihm die Hand liebkosend auf die Schulter legte.

„Nein, sie hat keine Ahnung davon," antwortete Graham. „Wohl aber muthmaßt Jemand Etwas."

„Wohl die Baker?“

„Nein, Deine Mutter. Ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht trotz ihrer gastfreundlichen Gesinnung es lieber sähe, wenn ich anderwärts wieder zu Kräften käme.“

„Aber Du hast doch Nichts gethan, wodurch Du Dich verrathen hättest?“

„Das Ohr einer Mutter ist ein sehr leises. Ich weiß, daß Dem so ist, obschon ich mich nicht näher darüber gegen Dich erklären kann. Sage ihr, daß ich morgen nach London zurückzureisen beabsichtige, und sieh, wie sie diese Nachricht aufnehmen wird. Du darfst deßwegen nicht glauben, daß ich ihr Vorwürfe mache. Sie hat ganz Recht.“

August Staveley wußte kaum, was er antworten sollte. Er wußte, daß eine solche Partie für Madeline, selbst wenn diese sie wünschte, nicht vortheilhaft sein würde. Als er sagte, Graham besäße Eigenschaften, welche ihm Anspruch auf die Hand einer jeden Dame geben könnten, nahm er gleichwohl seine Schwester von dieser Zahl aus.

„Ich will vor dem Diner noch ein Mal zu Dir heraufkommen,“ sagte er, nachdem Beide eine lange Weile geschwiegen.

„Gut. Was wir übrigens jetzt mit einander

besprochen, wird Jedem von uns unvergeßlich sein, dennoch aber wollen wir, wenn wir einander das nächste Mal begegnen, und für unser ganzes künftiges Leben thun, als ob wir es vergessen hätten."

Nachdem Felix Graham Dies gesagt, legte er sich auf seinem Bett zurück, und August Staveley verließ das Zimmer.

Als August gegen Mittag das Zimmer verließ, begegnete er seiner Schwester Madeline, welche im Hause umherirrte. Sie pflegte Dies jetzt sehr oft zu thun, als ob sie bald hier bald da Etwas zu verrichten hätte.

Und dennoch verrichtete sie sehr Wenig. Sie arbeitete weder, noch las sie, und was die häuslichen Pflichten betraf, so beschränkte sich ihr Antheil an denselben fast ausschließlich auf das Bereiten des Thees früh und Abends.

„Ist es denn wahr, daß er morgen fort will, August?" fragte sie.

„Wer denn? Graham? — Allerdings sagt er es. Er möchte gern wieder nach London und findet es ohne Zweifel sehr langweilig, hier zu liegen und Nichts zu thun."

„Aber er kann dort doch auch weiter Nichts thun,

als zu Hause bleiben, und es fragt sich, ob er dort Jemand hat, der ihn abwartet. Er denkt blos, er fällt uns zur Last, und deßhalb will er fort. Du weißt aber selbst, daß Mama sein Hiersein gar nicht als eine Last betrachtet, und was würden die Leute von uns sagen, wenn wir ihn jetzt fortließen, und Dies vielleicht die Ursache einer Verschlimmerung seines Zustandes würde! — Warum siehst Du mich so an, August?"

„Sehe ich Dich denn auf andere Weise an, als gewöhnlich, Madeline? Möglich wäre es wohl. Wir sollten eigentlich keine Geheimnisse vor einander haben, meinst Du nicht auch?"

„Allerdings meine ich es auch," entgegnete sie, aber nicht mehr in dem eifrigen Tone, in welchem sie sonst ihrem Bruder erklärt, daß sie einander Alles sagen müßten.

„Felix Graham ist mein Freund," hob August wieder an, „mein intimer Freund, und ich hoffe, daß Du meinen Freunden stets mit Achtung und Zuvorkommenheit begegnen wirst, aber dennoch —"

„Aber dennoch?" wiederholte sie, als er stockte.

„Du weißt, was ich sagen will, Madeline."

„Ja, ich kann es mir denken."

„Nun, dann weißt Du, was Du zu thun hast,“ entgegnete August, indem er sich entfernte.

Madeline wußte nun, daß auch er ein näheres Verhältniß zwischen ihr und Felix Graham nicht wünschte, obschon sie sich den Grund nicht erklären konnte.

Neuntes Kapitel.

„Ich nenne es entsetzlich.“

Mr. Furnival dachte auf der Rückreise nach London an Sir Peregrin fast mehr, als an Lady Mason, oder an sich selbst. War es nicht tausend Mal zu beklagen, daß dieser edelgesinnte alte Mann geopfert werden sollte?

Er betrachtete es als ausgemacht, daß sie ihn in ihr Netz gelockt habe, und Entrüstung und Eifersucht stritten sich in seinem Herzen um die Herrschaft.

Zum ersten Mal seit sechs Monaten dinirte er nach seiner Ankunft nach Hause. Er hatte diese Absicht schon vorher schriftlich zu erkennen gegeben und hoffte daher das Haus von Gästen rein zu finden. Als er aber ankam, war Martha Biggs immer noch da.

Dieselbe war — was wir bis jetzt noch nicht erwähnt — eine Verwandte von Mr. Crook's Schwägerin — nämlich des Mr. Crook, welcher seit dreißig Jahren als Geschäftscompagnon von Mr. Round bekannt war. In dem Bureau dieser Herren war schon längst gemunkelt worden, daß Mr. Furnival die liebenswürdige Mistreß Mason nicht blos als seine Clientin, sondern auch als eine seinem Herzen näher stehende Freundin betrachte, und auf den gewöhnlichen Umwegen hatte auch Martha Biggs hiervon Kenntniß erhalten und sich beeilt, ihre Freundin, Mistreß Furnival, davon zu unterrichten. Welche Gründe die gute Mistreß Furnival hatte, alle dergleichen zu ihren Ohren kommende Gerüchte für glaubwürdig zu halten, wissen wir bereits.

Als Mr. Furnival zu Hause anlangte, war er in nachdenklicher Gemüthsstimmung und sehnte sich nach häuslicher Ruhe und Ungestörtheit. Wäre Miß Biggs nicht da gewesen, so hätte er sich vielleicht bewogen gefunden, seiner Gattin den ganzen Sachverhalt in Bezug auf Lady Mason zu erzählen und sie zu fragen, was sie ihm hinsichtlich der von dem alten Baronet beabsichtigten Vermählung mit der schönen Wittwe zu thun riethe.

Hätte er Dies gethan, so wäre vielleicht Alles noch gut geworden; als er aber in das Zimmer seiner

Gattin trat und hier zugleich die ihm so verhaßte Persönlichkeit ihrer vertrauten Freundin erblickte, so war es ihm, als ob sich ihm die Kehle zusammenschnürte, und er schwieg.

Ueber Tische ward sehr wenig gesprochen. Mr. Furnival bemühte sich, höflich gegen seine Gattin zu sein, während ihm Dies gegen Miß Biggs nicht recht wohl möglich war, denn er haßte sie zu sehr.

„Ich nenne es entsetzlich," sagte Mistreß Furnival, als sie nach Tische mit ihrer Freundin wieder allein im Gesellschaftszimmer saß. „Wenn ich vielleicht nach halb eilf Uhr noch ein Wenig aufbleibe, würdest Du dann wohl immer zu Bett gehen?" setzte sie hinzu.

„Ja wohl, recht gern," sagte Miß Biggs, welche voraussah, daß eine häusliche Katastrophe im Anzuge war und sich durchaus nicht bewogen fand, derselben durch ihre Gegenwart hindernd in den Weg zu treten.

Mr. Furnival hatte keine Lust, lange allein bei seinem Wein zu sitzen. Am Liebsten wäre er sofort in das Zimmer seiner Gattin gegangen, um aus ihrer Hand seine Tasse Kaffee zu empfangen und ein Mal von häuslichem Glück zu träumen. So lange Martha Biggs aber da war, konnte davon keine Rede sein, und deßhalb blieb er im Speisezimmer, schlürfte seinen

Portwein und suchte in das Feuer stierend die Lösung der Schwierigkeiten, mit welchen er in Bezug auf Lady Mason zu kämpfen hatte.

Er begann zu wünschen, daß er Lady Mason nie gesehen, und gewann die Ueberzeugung, daß vertraute Freundschaft mit schönen Frauen oft mißliche Uebelstände im Gefolge hat.

Als er daher kurz vor zehn Uhr in das Gesellschaftszimmer trat, war seine Gemüthsstimmung durchaus nicht von der Art, daß dadurch häusliches Behagen hätte herbeigeführt werden können.

Er ging quer über das Zimmer, nahm in einem Lehnstuhl am Tische Platz und die neueste Nummer eines Journals zur Hand, ohne an Eine der beiden Damen ein Wort zu richten.

Mistreß Furnival begann, ihre Nadel, welche bis jetzt so gut wie Nichts geleistet, rüstig zu handhaben, und Martha Biggs heftete die Augen aufmerksam auf ihr Buch.

So saßen die Drei zwanzig Minuten lang, ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre, und dann endlich fragte Mistreß Furnival ihren Herrn und Gebieter, ob er Thee trinken wolle.

„Ja wohl, wenn Du trinkst,“ entgegnete Mr. Furnival.

„O, auf uns warte nicht erst,“ entgegnete seine Gattin.

„Auf mich wenigstens nicht,“ bemerkte Martha Biggs.

„Nein, auf Sie würde ich auch nicht warten, Miß Biggs,“ sagte Mr. Furnival.

Miß Biggs hüpfte wie elektrisirt auf ihrem Stuhl empor, und Miß Furnival sagte:

„Du brauchst gegen eine Dame in Deinem eigenen Hause nicht unhöflich zu sein, weil sie meine Freundin ist.“

„Ach, schwatze doch keinen Unsinn,“ sagte Mr. Furnival. „Uebrigens, wenn Thee getrunken werden soll, so bringe ihn.“

„Ich werde heute Abend keinen trinken, liebe Freundin,“ sagte Miß Biggs, welcher Mistreß Furnival durch einen Blick zu verstehen gegeben, daß sie sich nun entfernen solle. „Ich habe fürchterliches Kopfweh und glaube daher, es wird am Besten sein, wenn ich mich zu Bett lege. Gute Nacht.“

Während der nächsten fünf Minuten ward kein Wort gesprochen, und der Thee kam auch nicht zum Vorschein. Mistreß Furnival hatte ihn über den andern Gedanken, die ihr im Kopfe herumgingen, ganz

vergessen, und ihrem Gatten war es ganz gleichgültig, ob er dessen zu trinken bekäme oder nicht. Er wußte, daß Etwas im Anzuge war, und er beschloß, die Oberhand zu behalten, möchte nun dieses Etwas sein, was es wollte.

Endlich begann der Kampf.

Mr. Furnival sah seine Gattin nicht an, aber er hörte ihre erste Bewegung, als sie sich rüstete.

„Tom,“ sagte sie, und dann verstummte der Mund der Kriegsgöttin wieder.

Mr. Furnival wollte ihr keine augenblickliche Antwort geben, und die Kriegsgöttin erhob sich nun von ihrem Sitz.

„Tom!“ sagte sie nochmals, indem sie vor ihn trat und ihn ansah.

„Was giebt's?“ sagte er, indem er sie über den Rand seines Journals hinweg ansah.

„Tom!“ sagte sie zum dritten Male.

„Na, was ist das für Unsinn, Kitty,“ entgegnete er. „Wenn Du Etwas zu sagen hast, so sag' es.“

Sie hatte eigentlich nicht beabsichtigt, schroff aufzutreten, sie wünschte nicht die Kriegsgöttin zu spielen; der schroffe Ton aber, welchen er ihrer Anrede entgegensetzte, reizte und erbitterte sie.

„Ich habe,“ begann sie, „weiter Nichts zu sagen,

als daß Du Dir und mir Schande machst, und daß ich nicht länger in diesem Hause bleibe, um so Etwas mit anzusehen.“

„Nun, so geh’!“

Diese Worte — Dies bedenke man wohl — wurden nicht von dem Manne selbst, sondern von dem jetzt in ihm herrschenden Geist des Portweins gesprochen.

„Und Das sagst Du mir, Tom?“

„Ja, bei’m Himmel, ich sage es! Ich habe keine Lust, mir in meinem eigenen Hause sagen zu lassen, ich machte mir Schande.“

„Aber warum läufst Du dann jenem Weibe bis nach Hamworth nach? Alle Welt spricht von Dir; ein Mann in Deinen Jahren sollte sich schämen, so Etwas zu thun.“

„Nein, Das ist zu arg!“ rief er, indem er aufsprang und das Journal aus seiner rechten Hand weit von sich schleuderte; „Das ist zu toll, und ich lasse es mir nicht länger gefallen!“

„Aber warum machst Du es darnach?“

„Kitty, ich glaube, der Teufel ist in Dich gefahren.“

„O, wenn in Eins von uns Beiden der Teufel gefahren ist, so ist Dies ganz gewiß mit Dir geschehen, denn Dich beherrscht nur der Teufel des Portweins

und der Wollust. Aber ich sage Dir ein für alle Mal, wenn Dies noch länger so fort geht, so bleibe ich nicht länger in Deinem Hause.“

Und ohne weiter auf ein Wort der Entgegnung zu warten, stürmte sie aus dem Zimmer hinaus.

Zehntes Kapitel.

„Wie kann ich ihn retten?"

Als Mr. Furnival sich am nächstfolgenden Morgen zu seinem einsamen Frühstück niedersetzte, wußte er wohl, daß in Bezug auf den Zwist, womit der gestrige Tag geschlossen, Etwas geschehen müsse, konnte aber dennoch zu keinem Entschluß kommen.

Eine schon bejahrte Dienerin trat ein und meldete, daß seine Gattin nicht zum Frühstück kommen würde, und daß auch Miß Biggs ihn bitten ließe, nicht auf sie zu warten.

„Das wäre mir auch ohnehin nicht eingefallen," sagte Mr. Furnival.

Während er noch am Frühstücktische saß, gingen die Postbriefe ein. Die größte Zahl der an ihn ge=

langenden Briefe war natürlich an sein Geschäftsbureau adressirt, doch hatte er auch einige Correspondenten, welche ihre Briefe nach seiner Privatwohnung adressirten.

Heute erhielt er von dieser letztern Gattung drei oder vier; wir haben es jedoch blos mit einem derselben zu thun.

Dieser trug den Poststempel Hamworth, und Mr. Furnival öffnete ihn zuerst, weil er wußte, daß er von Lady Mason kam. Er lautete folgendermaßen:

„Cleeve Hill, am 23. Januar 18 —

„Mein werther Mr. Furnival!

„Es thut mir sehr leid, daß ich Sie heute nicht gesehen. Ich fühle mich ganz unglücklich darüber, daß Sie fortgegangen sind, ohne mich zu sprechen, denn ich kann nicht umhin, daraus zu schließen, daß Sie unzufrieden mit mir sind.

„Unter so bewandten Umständen muß ich Ihnen schreiben und auseinander setzen, wie Das, was Sir Peregrin Ihnen gesagt, eigentlich gekommen ist.

„Er weiß Nichts davon, daß ich an Sie schreibe, und ich glaube, es ist für ihn selbst am Besten, wenn er Nichts davon erfährt. Er ist aber so gut und hat sich gegen mich so edel und liebreich gezeigt, daß ich

mich kaum überwinden kann, ein Geheimniß vor ihm zu haben.

„Sie können sich denken, wie überrascht ich war, als er mir sagte, daß er mich zu seiner Gattin zu machen wünsche. Vor kaum sechs Monaten glaubte ich, daß es fast zu viel gewagt sei, wenn ich Besuche in seinem Hause abstattete. Allmählich aber begann man mich dort als Freundin zu empfangen, und endlich begegnete man mir mit der wärmsten Liebe.

„Immer aber hatte ich noch keine Ahnung von etwas Anderem, denn ich wußte, daß meine Noth und Bedrängniß der Grund waren, aus welchem Sir Peregrin und Mistreß Orme mir so viel Güte bewiesen.

Als er mich zu sich rufen ließ und mich von seinem Wunsche in Kenntniß setzte, konnte ich unmöglich ihm Etwas verweigern. Ich versprach ihm Gehorsam, als ob ich ein Kind wäre, und auf diese Weise sah ich mich auf ein Mal mit ihm verlobt. Wie hätte ich mich weigern können, wenn ich bedachte, was er Alles für mich gethan und gegenwärtig noch thut?

„Was Liebe betrifft, so liebe ich ihn wirklich. Wer, der ihn kennt, liebte ihn überhaupt nicht? Er ist geschaffen, um geliebt zu werden. Niemand ist so gut und so edel, wie er. Freilich von einer Liebe dieser Art hatte ich nie geträumt. Wie könnte auch eine

Frau, die so schwer beladen ist wie ich, an Liebe denken? Er sagte, er wolle es so haben, und ich sagte, ich würde ihm gehorchen.

„Er versuchte mir zu beweisen, daß es bei jener mir bevorstehenden furchtbaren Prozeßverhandlung besser sein würde, wenn er mir als Gatte zur Seite stände. Deßwegen aber wünsche ich es nicht. Er hat genug für mich gethan, ohne daß ich ihm noch diese Belästigung aufzuerlegen brauche. Als ich aber mit ihm darüber sprach und ihn aufmerksam machte, daß vielleicht Andere es nicht gern sehen würden, erklärte er, seine Schwiegertochter werde sich nur darüber freuen, und diese sagte es mir auch später selbst. Und somit fügte ich mich endlich und willigte ein, sein Weib zu werden.

„Vorgestern nun kam der junge Mr. Orme, sein Enkel, zu mir und sagte mir, daß diese Heirath eine sehr unangemessene sein werde. Ich glaube, der junge Mann hat Recht. Er sagte, alte Familienfreunde würden dann auf seinen Großvater mit Verachtung und Spott herabblicken. Ich sehe selbst recht wohl ein, daß Dies der Fall sein würde. Um Alles in der Welt aber möchte ich nicht, daß so Etwas geschähe.

„Deßhalb habe ich mir vorgenommen, ihm zu sagen, daß es nicht sein kann, selbst wenn ich ihn da=

durch zornig machen sollte. Und ich fürchte, daß Dies der Fall sein wird, denn er liebt es, seinen Willen zu haben, besonders im Gutesthun, und er glaubt, daß unsere Vermählung mich von der Gefahr dieses Prozesses vollständig erlösen würde.

„Ich habe sonach den Entschluß gefaßt, es ihm zu sagen, bis jetzt aber noch nicht den Muth gehabt, es zu thun, und ich möchte vorher erst mit Ihnen sprechen, mein werther Mr. Furnival.

„Ich fürchte, durch Das, was bereits geschehen, Ihre Freundschaft verloren zu haben. Wenn Dem so wäre, was sollte dann aus mir werden? Als ich hörte, daß Sie fortgegangen seien, ohne nach mir zu fragen, entsank mir der Muth. Ich habe zwei Freunde, welche mir werth und theuer sind, und ich möchte gern thun, was Beide mich heißen, wenn es möglich ist.

„Deßhalb habe ich mir vorgenommen, morgen nach London zu kommen und gegen ein Uhr in Ihrem Geschäftslokal zu sein. Sir Peregrin und Mistreß Orme habe ich bereits in Kenntniß gesetzt, daß ich verreisen werde, Ersterer ist aber viel zu edel gesinnt, als daß er jetzt, wo er glaubt, ich könnte mich verpflichtet fühlen, ihm Alles zu sagen, Fragen an mich richten sollte.

„Ich werde demnach um ein Uhr in Ihrem Bureau sein und hoffe, daß Sie mich wo möglich sprechen werden. Ich bedarf Ihres Rathes sehr, denn ich weiß kaum, was ich thun soll.

„Ihre unverbrüchliche dankbare Freundin

„Mary Mason."

Dieser Brief enthielt kein Wort, welches nicht streng mit der Wahrheit übereingestimmt hätte. Mr. Furnival fühlte Dies instinktartig, während er den Brief las, und er freute sich darüber — trotz seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung.

Natürlich war er bereit, Lady Mason zu sprechen. Sie erklärte ja, den Gatten opfern zu wollen, um den Freund oder vielmehr die Freunde zu erhalten.

Nachdem er den Brief durchgelesen, steckte er ihn sorgfältig mit dem dazu gehörigen Couvert in die Brusttasche seines Rockes. Unter den jetzt obwaltenden Umständen war es nicht gerathen, ein solches Couvert hier im Hause liegen zu lassen.

Und dann nahm er das Couvert wieder aus der Tasche und sah, daß der Poststempel Hamworth sehr deutlich darauf zu lesen stand. Die Poststempel sind jetzt überhaupt sehr deutlich, und Jedermann kann wissen, woher ein Brief kommt. Die Briefe waren allerdings von dem Kellermeister gebracht worden, aber

war es nicht wahrscheinlich, daß jene ältliche Dienerin sie zuerst gesehen und ihre Herrin in Bezug auf jenen Poststempel unterrichtet hatte? Wenn Dies der Fall war — Mr. Furnival kam sich fast vor wie ein Schuldbewußter, wenn er an diese Möglichkeit dachte.

Während er in der Hausflur mit Beihilfe des Kellermeisters seinen Ueberrock anzog, kam die ältliche Dienerin wieder auf ihn zu.

„Meine Herrin,“ sagte sie mit ihrer strengen Miene, „läßt fragen, ob Sie heute zu Hause diniren würden, denn sie glaubt, sie werde heute Abend nicht selbst zu Hause sein.“

„Wo will sie denn hin?“

„Das hat sie mir nicht gesagt.“

Mr. Furnival stand schon im Begriff, in das Zimmer seiner Frau hinaufzugehen und sie zur Rede zu stellen; er besann sich aber, daß sie dann gewiß einen Hausspektakel machen und dabei von ihrer Freundin Martha Biggs treulich unterstützt werden würde.

„Nein,“ sagte er zu der Dienerin, „ich werde nicht zu Hause diniren.“

Gleich nachdem es ein Uhr geschlagen, ward schüchtern an Mr. Furnival's Thür in seinem Geschäftsbureau gepocht, und Lady Mason trat ein.

Sie war ganz schwarz gekleidet. Es war Dies allerdings, wenn sie ihre Wohnung verließ, in der

Regel der Fall, heute aber hatte sie, so zu sagen, etwas Schwärzeres und Düstreres, als gewöhnlich.

Der Schleier, den sie trug, war dicht und verdeckte ihr Gesicht vollständig.

Nichtsdestoweniger aber war sie den Reizen der Weiblichkeit keineswegs untreu geworden, oder vielmehr diese Reize waren ihr treu geblieben. Es lag in ihrer Gestalt, in ihrem Schritt und in ihrer Haltung Etwas, was die Männer zwang, sich umzudrehen und ihr nachzuschauen.

Wir wissen Alle, daß sie einen Sohn von zwei= bis dreiundzwanzig Jahren hatte, und daß sie auch schon bei ihrer Vermählung nicht mehr in der ersten Jugendblüthe gestanden. Trotzdem aber war sie noch jung, und obschon sie keine — wenigstens keine sichtbare — Anstrengung machte, die Macht und den Einfluß, welche die Schönheit verleiht, zu behaupten, so war dies doch der Fall.

Mr. Furnival empfing sie freundlich und höflich. Indem er sie nach einem Stuhle führte, bemerkte er, daß sie zitterte.

„Ich habe Ihren Brief heute Morgen erhalten," sagte er, um die Conversation zu beginnen.

„Ja," sagte Lady Mason und schlug den dichten Schleier, der sie am Sprechen gehindert haben würde, zurück.

Sie war sehr bleich, und ein schmerzlicher Zug hatte sich um ihren Mund gelagert. Niemals hatte er sie so bleich, aber, wie er sich gleichzeitig sagte, niemals hatte er sie auch so schön gesehen.

„Ich habe Ihnen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, weil ich kürzlich in Cleeve Hill mir nicht das Vergnügen bereitete, Sie zu sprechen," fuhr Mr. Furnival fort.

„Ich glaubte, Sie zürnten mir."

„Dies war auch der Fall."

„O, Mr. Furnival!"

„Warten Sie einen Augenblick, Lady Mason. Ich zürnte Ihnen, oder vielmehr es that mir leid, Etwas hören zu müssen, was ich nicht billigte. Ihr Brief hat mich aber andern Sinnes gemacht. Ich weiß nun, auf welche Weise Ihnen jenes Heiraths-project aufgedrungen worden, und ich weiß nun auch, daß dasselbe nicht zur Ausführung kommen wird."

Sie antwortete ihm nicht sogleich, und er begann zu fürchten, daß sie ihren Entschluß bereue.

„Denn," fuhr er fort, „unter andern Umständen könnte ich nicht —"

„Ich bitte, Mr. Furnival, seien Sie nicht streng gegen mich," unterbrach sie ihn mit einem Blick, der wahrhaft unwiderstehlich war.

„Nein, nein, ich will nicht streng sein."

„Es ist nicht mein Wunsch, den Baronet zu heirathen," fuhr sie fort. „Ich habe mir vorgenommen, es ihm zu sagen. Ich habe Dies auch in meinem Brief erklärt."

„Sehr richtig."

„Es ist nicht mein Wunsch, ihn zu heirathen. Ich möchte nicht sein graues Haupt mit Herzeleid in die Gruft bringen, selbst wenn ich mich dadurch vom —"

Sie erschrak, als sie an Das dachte, wovon sie sich zu retten wünschte, zitterte und schwieg.

„Es würde Ihnen in den Augen der Welt ganz gewiß schaden, wenn Sie den Baronet gerade jetzt heirathen wollten."

„Ja; ich denke nur an ihn — an ihn und Lucius. Wären diese Beiden nicht, so möchten meine Feinde mit mir machen, was sie wollten. Mein Sohn!"

Und dann erhob sie sich von ihrem Stuhl und stand aufrecht vor ihm da, als ob sie im Begriff stände, etwas Furchtbares zu sagen.

Mr. Furnival blieb sitzen, denn er erschrak förmlich und wußte kaum, was er thun sollte.

„Ich will gehen," sagte sie, „es wird am Besten sein, wenn ich gehe."

Und sie eilte nach der Thür.

„Nein, nein; gehen Sie noch nicht," sagte Mr. Furnival, indem er sich erhob, um sie zurückzuhalten. „Ich weiß nicht, warum Sie auf ein Mal so bewegt sind."

Er wußte es aber recht wohl; er kannte den Grund ihrer Verzweiflung eben so, wie auch der Leser ihn vielleicht erräth. Gleichwohl konnte er sie unmöglich in dieser Stimmung von sich lassen.

Sie setzte sich nieder, stützte sich mit beiden Armen auf den Tisch und barg das Gesicht in den Händen.

Mr. Furnival stand jetzt und schwieg für den Augenblick. Er konnte sich nicht überwinden, das Schweigen zu brechen, denn er sah ihre Thränen und hörte noch ihr gewaltsames Schluchzen.

Lady Mason sprach zuerst wieder.

„Wenn es mir nicht um meinen Sohn wäre," sagte sie, indem sie den Kopf emporrichtete, „so könnte ich Alles tragen. Was soll er beginnen? Was soll er beginnen!"

„Sie meinen," sagte Mr. Furnival, indem er sehr langsam sprach, „Sie meinen, im Fall der Urtheilsspruch gegen uns ausfallen sollte."

„Er wird gegen uns ausfallen," sagte Lady Mason. „Fürchten Sie Dies nicht auch? — Sagen Sie mir die Wahrheit. Sie sind ein kluger, erfahrener Mann, Sie müssen es wissen. Sagen Sie mir,

wie es gehen wird. Kann ich irgend Etwas thun, um meinen Sohn zu retten?"

Und sie faßte Mr. Furnival mit beiden Händen krampfhaft am Arme und blickte mit verzweiflungsvoller Erwartung in sein Gesicht empor.

Wäre es jetzt nicht ganz natürlich gewesen, wenn er sie aufgefordert hätte, ihm die Wahrheit zu sagen? Und dennoch wagte er nicht, sie zu fragen. Er glaubte, es schon zu wissen. Er war fest überzeugt, daß er ihr in das innerste Herz blicken und darin ihr ganzes Geheimniß lesen könnte. Dennoch waltete noch ein Zweifel ob, der in ihm den Wunsch erweckte, die Frage zu thun. Nichtsdestoweniger that er dieselbe nicht.

„Mr. Furnival," sagte sie, und indem sie Dies sagte, nahmen die weichen Linien ihres Gesichts einen fast harten Ausdruck an, einen Ausdruck von Muth, der fast an Wildheit streifte, einen Ausdruck, der ihn, als ob es erst gestern gewesen wäre, an die Haltung erinnerte, die sie gezeigt, als sie vor so vielen Jahren in jenem ersten Prozeß vor dem Gerichtshofe stand, und wodurch sie diesem einen so hohen Begriff von ihrem Muthe beigebracht hatte; „Mr. Furnival," sagte sie, „so schwach ich auch bin, so könnte ich doch hier auf der Stelle sterben, wenn ich ihm diesen Schmerz ersparen könnte. Nicht um meinetwillen leide ich."

Und nun erwachte in Mr. Furnival der furchtbare Gedanke, daß sie sich der ihr drohenden Schande vielleicht durch Selbstmord zu entziehen suchen werde. Aber er kannte sie nicht. Dies wäre für Ihren Sohn keine Rettung gewesen.

„Und Sie meinen also, daß ich den Baronet nicht heirathen darf?“ sagte sie, indem sie die Hände an die Stirn drückte, wie um ihre Gedanken zu sammeln.

„Nein, Das dürfen Sie nicht, Lady Mason.“

„Sie haben Recht; es wäre sehr unrecht von mir. Aber, Mr. Furnival, ich bin so in die Enge getrieben, daß ich nicht weiß, was ich thun soll. Wie, wenn ich nun am Ende gar den Verstand verlöre?“

Und während sie ihn bei diesen Worten ansah, hatten ihre Augen einen Ausdruck, welcher ein solches Ende gar nicht unwahrscheinlich machte.

„Sprechen Sie nicht so,“ sagte Mr. Furnival.

„Nein, ich will nicht so sprechen. Ich weiß, daß es unrecht ist. Ich will Sir Peregrin sagen, daß sein Wunsch nicht erfüllt werden kann, nicht erfüllt werden darf. Deßwegen kann ich aber wohl in Cleeve Hill bleiben?“

„Ja wohl, ja wohl, wenn Sir Peregrin es wünscht, nachdem Sie sich mit ihm verständigt.“

„Ah, Sie meinen, er könne mich auch aus dem Hause weisen. Und Lucius ist so streng und ernst. Doch ich will wieder zu ihm nach Hause zurückkehren. Strenge und Ernst sind für mich vielleicht jetzt besser, als Liebe und Freundlichkeit.“

Trotz Allem, trotz seiner fast feststehenden Ueberzeugung von ihrer Schuld, würde Mr. Furnival sie jetzt selbst noch aufgefordert haben, in sein Haus zu kommen und darin zu bleiben, bis der Prozeß vorüber wäre, wenn er nur die Macht gehabt hätte, Dies zu thun. Was machte er sich daraus, was die Welt vielleicht sagte, wenn sie für schuldig erklärt ward? Warum konnte er sich nicht eben so gut geirrt haben, wie Andere?

Dabei hielt er es immer noch für möglich, sie mit Chaffenbraß' und Salomon Aram's Beistande siegreich durchzubringen. Von ihrer Schuld war er allerdings fest überzeugt, keineswegs aber davon, daß ihre Schuld bewiesen werden könne.

Er hatte aber jetzt kein Haus, welches er sein nennen konnte; seine Gattin war jetzt feindselig gesinnt, nicht blos ihm, sondern auch und namentlich dieser Frau, für welche er ihre Fürsorge in Anspruch zu nehmen gewünscht hätte.

„Gott stehe mir bei!“ sagte die arme Frau. „Ich weiß nicht, wo ich sonst Beistand suchen soll.

Nun muß ich aber wohl gehen. Warum sollte ich Ihre Zeit noch länger in Anspruch nehmen?"

Ehe sie aber ging, gab Mr. Furnival ihr noch viele Rathschläge. Er fragte sie nicht, ob sie schuldig sei, aber er ertheilte ihr ganz den Rath, welchen er für den angemessensten erachtet haben würde, wenn ihre Schuld dargethan und eingeräumt gewesen wäre. Er sagte ihr, es werde sehr viel darauf ankommen, daß sie ihre gegenwärtige Stellung behaupte; sie müsse sich durchaus so zeigen, daß Niemand glauben könne, sie hege in Bezug auf den günstigen Ausgang des Prozesses irgend welchen Zweifel. Vor allen Dingen müsse sie vor ihrem Sohne ein gelassenes und festes Benehmen zeigen.

Cleeve Hill, sagte er dann, dürfe sie nicht verlassen, wenn sie nicht fände, daß ihr längeres Verweilen daselbst dem Baronet, nachdem sie sich gegen ihn erklärt, unangenehm sei. Daß sie in Bezug auf das Heirathsproject ihr gegebenes Wort wieder zurücknehmen müsse, darüber, setzte Mr. Furnival hinzu, könne kein Zweifel obwalten.

Nachdem er dies Alles gesagt, erhob sich Lady Mason und verabschiedete sich. Als sie unten auf der Straße war, begegnete sie, nachdem sie erst wenige hundert Schritt zurückgelegt, einer wohlbeleibten Dame.

Die wohlbeleibte Dame schaute sie grimmig an, schien aber ihrer Sache nicht ganz sicher zu sein, während Lady Mason, nur mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, an ihr vorüberging, ohne Notiz von ihr zu nehmen.

Eilftes Kapitel.

John Kenneby geht nach Hamworth.

Als John Kenneby am Weihnachtstage bei seiner Schwester und seinem Schwager speis'te, hatte er auf den gemeinsamen Rath der ganzen dort versammelten Gesellschaft eingewilligt, in Folge der von Mr. Dockwrath in Hamworth erhaltenen Einladung sich zu Diesem zu begeben.

Obschon er aber eingewilligt und an diesem Vorsatz stets festgehalten hatte, so machte er die Reise keineswegs sofort. Er war überhaupt ein langsamer Mensch, dessen Leben nur wenig Anregung dargeboten. Er überlegte sich diese Reise beinahe einen Monat lang, ehe er sie unternahm, und berieth sich deßwegen mit seinem Schwager und seiner Schwester noch mehr als ein Mal.

Endlich setzte er einen Tag fest und begab sich wirklich nach Hamworth.

Außerdem war er aber auch noch zu einem Besuche in dem Bureau der Herren Round und Crook eingeladen, und dieser Besuch war ebenfalls noch nicht abgestattet. Ein Schreiber hatte ihn in seinem Geschäftslocal aufgesucht, und Kenneby hatte versprochen, sich einzufinden, und dabei sich blos ausbedungen, daß Dies erst in einiger Zeit zu geschehen brauche.

Der auf diese Weise festgesetzte Tag stand nun nahe bevor; erst aber wollte Kenneby mit Mr. Dockwrath sprechen, und deßhalb machte er nun die Reise nach Hamworth.

Ein anderes Mitglied der Gesellschaft, welche Mr. Moulder am Weihnachtstage bei sich versammelt gesehen, hatte dagegen sein kleines Project rascher in Ausführung gebracht.

Mr. Kantwise hatte sofort eingesehen, daß es in seinem Interesse läge, wenn er Mr. Dockwrath so bald als möglich aufsuchte. Die Kosten einer Reise nach Hamworth hatte er allerdings nicht Lust aufzuwenden und schrieb daher dem Anwalt, er würde an dem und dem Tage in London anwesend und bereit sein, ihm, wenn er sich dann auch dort einfinden wollte, wichtige Mittheilungen in Bezug auf den großen Orley=Farm=Prozeß zu machen.

Natürlich hatte Mr. Kantwise dabei zugleich die Absicht, Mr. Dockwrath zur Zahlung des Betrags für die ihm gelieferten eisernen Möbels zu veranlassen.

Mr. Dockwrath fand sich an dem bestimmten Tage ein, bezahlte seine Rechnung und erfuhr, daß John Kenneby, wenn man ihn von der richtigen Seite faßte, seine Zeugenaussage zu Gunsten des Besitzers von Groby Park erstatten würde.

Nicht lange darauf machte John Kenneby sich auf den Weg nach Hamworth. Er hatte Miriam Usbech seit dem Tage ihrer Verheirathung nicht wieder gesehen.

Die Veränderungen, welche die Zeit an und in ihm hervorgebracht, waren eher zu seinem Vortheil, als zu seinem Nachtheil. Er war nicht mehr so abgeschmackt schüchtern, wie früher, und sein Aussehen war männlicher geworden.

Die arme Miriam dagegen hatte durch die Jahre und Verhältnisse, so weit die äußere Erscheinung in Frage kam, durchaus nicht gewonnen.

Kenneby überließ sich, als er von dem Bahnhofe nach Mr. Dockwrath's Hause ging, ganz dem Gedanken an das ihm bevorstehende Wiedersehen mit Miriam, so daß er den eigentlichen Zweck seines Kommens für den Augenblick fast ganz vergaß. Schon

seit einer Woche hatte er sich vorgenommen, zuerst an der Privatwohnung des Hauses anzupochen, denn wenn er sofort in Mr. Dockwrath's Geschäftslokal trat, so war es sehr wahrscheinlich, daß er Miriam gar nicht zu sehen bekam.

Als er jetzt die Thür des Geschäftslokals erblickte, hatte er kaum den Muth, an derselben vorüber und nach der Privatwohnung zu gehen. Das Herz pochte ihm gewaltig, und der Gedanke, Miriam wiederzusehen, machte ihn fast schwindlig.

Nichtsdestoweniger aber blieb er seinem Vorsatz treu und pochte zuerst an die Thür der Privatwohnung an.

Miriam öffnete in eigener Person. Er erkannte sie trotz aller Veränderung sofort, obschon in demselben Augenblick in seinen Gefühlen gegen sie ein totaler Umschwung stattfand.

Miriam erkannte ihn ebenfalls.

„Mein Himmel, John!“ sagte sie. „Wer hätte geglaubt, Dich hier zu sehen.“

Und sie nahm das Kind, welches sie trug, vom rechten Arm auf den linken, um ihrem ehemaligen Geliebten die Hand zum Willkommen zu reichen.

„Ja, es ist ein Wenig lange her, seitdem wir uns das letzte Mal sahen,“ sagte er in ziemlich kühlem Tone, denn die Miriam, welche er jetzt vor sich sah,

war nicht Die, welche so lange in seiner Erinnerung ihm vorgeschwebt, sondern die Mutter des Rudels schmutziger Kinder, die er neugierig im Hintergrunde lauern sah. Er hatte gewußt, daß sie eine Menge Kinder hatte, aber dennoch machte erst der Anblick derselben den Eindruck auf ihn, welcher davon unzertrennlich war.

„Ja, sehr lange," sagte sie. „Doch komm' nur herein, John. Ich freue mich, Dich zu sehen, obschon ich hier in meiner kleinen Wohnung kaum so viel Platz habe, daß ich Dir einen Stuhl anbieten kann."

„Ist Mr. Dockwrath zu Hause?" fragte John, nachdem er auf einem der von Mr. Kantwise gelieferten eisernen Möbels Platz genommen.

„Sam, lauf' ein Mal hinüber und sieh, ob Dein Vater im Bureau ist," sagte Miriam. „Wünschest Du denn in Geschäftsangelegenheiten mit ihm zu sprechen, John?" setzte sie hinzu, als der Knabe fort war.

Kenneby erzählte ihr nun, daß er von Dockwrath wegen des Orley=Farm=Prozesses aufgefordert worden sei, ihn zu besuchen.

Ehe er noch ganz ausgeredet hatte, kam Sam wieder und meldete, sein Vater sei ausgegangen, werde aber in einer halben Stunde wieder da sein.

„Aber ist es nicht schrecklich, John," sagte Mi=

riam, „daß man jetzt wieder gegen jene arme Frau auftritt, nachdem die Sache schon vor zwanzig Jahren ein Mal entschieden worden? Nicht wahr, Du wirst Nichts aussagen, was ihr schaden könnte, John? Sie war ja stets so gut und freundlich gegen Dich."

„Es ist eine schlimme Geschichte," entgegnete Kenneby mit ernster Miene.

„Aber nicht wahr, Du wirst keine Aussage thun, wodurch Lady Mason in Schaden gebracht werden könnte? Mir geht die Sache selbst sehr zu Herzen. Mein Mann hat mir verboten, die arme Frau zu besuchen, oder auch nur ein Wort mit ihr zu sprechen. Sie ist jetzt drüben in Cleeve Hill, und was glaubst Du wohl, was man sich jetzt erzählt? Man sagt, Sir Peregrin, der alte Baronet, stehe im Begriff, sie zu heirathen. Wenn Dies wirklich geschieht, so steht mit Sicherheit zu erwarten, daß Dockwrath und Joseph Mason mit ihrem Prozeß schlecht wegkommen, obschon ich gewiß weiß, daß mein Mann in Bezug auf Geld Nichts einbüßen wird."

„Versteht er Geld zu machen?"

„Und wie! Ich glaube kaum, daß Dies Jemand besser versteht, als er, obschon ich freilich keinen großen Genuß davon habe. Er kauft fortwährend Häuser und Grundstücke, giebt mir aber dabei kaum so viel, als ich zum Brod für die Kinder brauche — von

Kleidungsstücken und Schuhwerk will ich gar nicht sprechen."

Es dauerte nicht lange, so ward aus dem Bureau gemeldet, daß Mr. Dockwrath wieder da sei.

„Du kommst doch wieder hierher und issest einen Löffel Suppe mit uns?" fragte Miriam.

John Kenneby bemerkte, daß sie Dies in zögerndem Tone sagte, und seine Antwort fiel ebenfalls zögernd aus, so daß er, ohne ein eigentliches Versprechen zu geben, die Frau des Anwalts verließ und sich in das Geschäftslokal begab.

Bei den Besprechungen der Sache mit seiner Schwester und seinem Schwager hatte er sich vorgenommen, in seinen Mittheilungen Dockwrath gegenüber sehr zurückhaltend zu sein; als Letzterer aber ihn ein Mal in seinem Bureau hatte, wußte er ihm Alles, was er wissen wollte, auf die geschickteste Weise abzufragen, und nahm ein regelrechtes Protokoll darüber auf.

„Nun sei so gut, Das zu unterschreiben," sagte Dockwrath, als er damit fertig war.

„Ich weiß nicht, ob ich Das thun darf," sagte Kenneby. „Mit seiner Namensunterschrift muß man vorsichtig sein."

„Aber Deine eigene Aussage wirst Du doch Dich nicht weigern, zu unterzeichnen?" sagte der Anwalt, indem er John Kenneby grimmig anschaute. „Was

würde der Präsident eines Gerichtshofes zu Dir sagen, wenn Du über eine Frau wie Lady Mason eine solche Aussage gethan und Dich dann geweigert hättest, sie zu unterschreiben! Du dürftest Dich vor keinem Menschen mehr sehen lassen."

„Was sagst Du?" rief Kenneby erschrocken und unterschrieb.

Es war Dies für Mr. Dockwrath ein großer Triumph. Matthew Round war es gelungen, Bridget Bolster's Aussage zu erlangen, aber er war nun im Besitz von John Kenneby's.

„Und nun," sagte Dockwrath, „will ich Dir sagen, was wir thun wollen. Wir gehen jetzt in den Gasthof, und Du erlaubst mir, Dich mit einem Beefsteak und einem Glas Grog zu traktiren. Du reisest wahrscheinlich mit dem Dreiuhrzuge nach London zurück, und wir haben sonach vollauf Zeit."

Kenneby entgegnete, er werde allerdings mit dem Dreiuhrzuge wieder abreisen, lehnte aber das Beefsteak und den Grog ab.

„Ach, dummes Zeug," sagte Dockwrath. „Du mußt doch irgendwo diniren?"

Kenneby entgegnete, er wolle, da er überhaupt spät dinire, damit lieber warten, bis er nach London zurückkäme. Uebrigens sei es sehr lange, daß er nicht in Hamworth gewesen, und er wolle daher einen

Spatziergang durch die Stadt und um dieselbe herum machen, und sich dabei der vergangenen Zeiten erinnern.

„Na, wenn Dir Erinnerungen lieber sind, als ein Beefsteak, so will ich Dir weiter nicht beschwerlich fallen," sagte Dockwrath. „Bei der öffentlichen Verhandlung sehen wir einander wieder. Gehst Du erst noch ein Mal hinüber?" setzte er hinzu, indem er mit dem Kopfe auf die Seite des Hauses deutete, wo seine Familie sich befand.

„Ja wohl; ich muß Miriam doch Lebewohl sagen."

„Dann erwähne aber Nichts von dieser Angelegenheit gegen sie. Sie versteht Nichts davon, und jene Frau in Orley Farm würde sofort Alles wiedererfahren."

Somit schieden die Beiden.

„Also er wollte mit Dir in's Gasthaus gehen?" sagte Miriam; „Das sieht ihm ähnlich. Wenn er Geld verthun will, so geschieht es alle Mal außer dem Hause."

„Ich gehe aber nicht mit," sagte John.

„Er selbst wird schon hingehen. Sich läßt er es an Nichts fehlen, für mich und meine Kinder aber wird zu einer Kanne Bier nur selten Rath."

John Kenneby sagte der armen Miriam Lebewohl und machte dann seinen Spatziergang. Derselbe

führte ihn bis an das Thor der Allee von Orley Farm. Er wagte sich eine Strecke hinein und sah von Weitem Lucius Mason, welcher einen schweren Stock in der Hand schwingend und mit tief über die Stirn hereingezogenem Hute vor dem Hause auf- und abging.

Da Kenneby kein Verlangen trug, mit ihm zu sprechen, so kehrte er wieder um, begab sich mittelst eines ihm noch von früher her bekannten Feldwegs nach der Eisenbahnstation und gelangte in kurzer Zeit wieder nach London zurück.

Zwölftes Kapitel.

John Kenneby auf Freiers Füßen.

„Ich kann Dir versichern, John, sie hat ein Herz so süß und weich wie Zucker," sagte Mistreß Moulder zu ihrem Bruder, als sie am Abend seiner Rückkehr von Hamworth mit ihm am Kamin saß. „Ihr verstorbener Mann sagte Dies selbst. ‚Sie bleibt sich stets gleich,' sagte er mehr als ein Mal zu mir. Und was kann wohl ein Mann mehr verlangen?"

„Das ist sehr wahr," sagte John.

„Dabei," fuhr Mistreß Moulder fort, „ist sie stets nüchtern und mäßig. Ich kenne sie nun seit beinahe zwanzig Jahren und habe sie nie anders gefunden. Sie könnte sich manch Mal Etwas zu Gute thun, aber sie thut es nicht, obschon sie jährlich ihre zweihundert Pfund als Gewinnantheil von der Ziegel=

brennerei bekommt, die ihr seliger Mann anlegte. Und wie hält sie ihre Kleider! Ihr gutes schwarzseidenes Kleid trägt sie schon wenigstens zehn Jahre, und es ist noch nicht ein Mal gewendet. Sie ist mit einem Worte eine Frau, mit welcher kein Mann verdirbt, und übrigens Dir sehr gewogen. Du brauchst ihr nur ein Wort zu sagen, so hast Du sie. — Ach, mein Himmel, ich dächte, da käme Moulder!"

Und die vortreffliche Frau sprang auf, schürte das Feuer, rückte den bequemsten Lehnstuhl zurecht und eilte hinaus auf den Treppenplatz.

Es dauerte nicht lange, so vernahm man das Schnauben und Keuchen einer schwer arbeitenden Lunge, und der vom Kopf bis zum Fuße in Röcke und Shawls gehüllte Handelsreisende kam allmählich die Treppe herauf zum Vorschein.

Er war so eben von einer Reise zurückgekehrt, und nachdem er seine Pakete im Geschäftslokal seiner Prinzipale abgegeben, eilte er nun der häuslichen Bequemlichkeit entgegen.

Es war eine Eigenheit von ihm, seine Frau niemals genau von dem Tage seiner Rückkunft zu unterrichten. Ob er Dies that, um sie stets auf dem Sprunge und zur Musterung bereit zu halten, oder ob er sich selbst nicht durch Festsetzung eines bestimm=

ten Tages binden wollte, darüber vermochte seine würdige Gattin niemals recht in's Klare zu kommen.

Oft hatte sie ihn darauf aufmerksam gemacht, wie sie Alles viel besser zu seinem Empfang in Stand setzen könnte, wenn er ihr vorher die Zeit seiner Ankunft notificiren wollte. Er hatte diesen Wink aber niemals verstehen wollen, und sie hatte nun schon seit längerer Zeit sich nicht mehr die Mühe genommen, Etwas davon zu erwähnen.

„Es ist verteufelt kalt heute, und ich friere nicht schlecht," sagte er, als er in's Zimmer trat, und seine Gattin sich nach seinem Befinden erkundigte. „Von Leeds bis London wird Einem die Zeit doch etwas lang, besonders wenn man den ganzen Weg Nichts genießt. Ah, John, Du bist auch da! Ich glaube, ihr Zwei befindet Euch hier ganz schlau mit einander — etwas Warmes zu trinken habt Ihr auch wohl?"

„Nicht einen Tropfen," sagte Mistreß Moulder. „Uebrigens ist John während Deiner Abwesenheit kaum zwei oder drei Mal dagewesen. Vielleicht wäre er auch heute nicht da," setzte sie etwas zögernd hinzu, „aber Mistreß Smiley will mich heute Abend besuchen, Moulder."

„Was! jetzt, wo ich müde und erfroren nach Hause komme und es mir bequem machen will, muß

ich hören, daß Besuch kommt. Was will denn diese Mistreß Smiley noch so spät bei uns?".

„Aber Du weißt es doch, Moulder."

„Nein, ich weiß es nicht. Ich weiß blos, daß ich zu Hause meine Ruhe haben und von Niemanden belästigt sein will."

„Wenn Du mich meinst —" hob John Kenneby an.

„Na, daß ich Dich nicht meine, versteht sich von selbst. Ich meine überhaupt Niemanden. Hier, Frau, nimm mir meine Röcke ab und gieb mir ein Paar Pantoffeln. Wenn Deine Mistreß Smiley vielleicht glaubt, daß ich mich ihretwegen geniren solle —"

„Ach, Das erwartet sie gar nicht, Moulder."

„Daran thut sie sehr klug. Du hast Dich ja herausgeputzt, John, als ob Du in die große Oper gehen wolltest und ein Billet zu einer ersten Rangloge gelös't hättest."

Mistreß Moulder wußte recht wohl, warum ihr Eheherr so mürrisch und zanksüchtig war. Sein Magen war leer, und sie mußte vor Allem bedacht sein, diesen zu füllen, wenn sie bis zu der Ankunft ihrer Freundin seine gute Laune wiederhergestellt sehen wollte.

Er setzte sich in den für ihn bereit gestellten

Lehnstuhl dem Feuer gegenüber und fuhr sich mit seinen feisten Fingern durch das ungekämmte Haar.

„Mistreß Smiley," hob er dann wieder an; ich weiß noch recht gut, wie sie bei dem alten Pott Küchenmagd war."

„Jetzt aber ist sie schon längst nicht mehr Küchenmagd," sagte Mistreß Moulder, ärgerlich, ihre Freundin auf diese Weise herabgesetzt zu sehen.

„Ich habe nie begreifen können, warum jener Smiley sie heirathete — wenn sie nämlich wirklich mit einander verheirathet gewesen sind."

„Wie kannst Du nur so Etwas sagen, Moulder! Freilich waren sie rechtmäßig mit einander verheirathet. Sie ist mit mir ziemlich in Einem Alter, und ich kann mich noch auf ihre Hochzeit besinnen, als ob dieselbe erst gestern gewesen wäre. Du kanntest mich damals noch gar nicht, Moulder."

„Aber soll ich denn den ganzen Abend so hier sitzen?" rief er. „Gieb vor allen Dingen die Whiskyflasche und heißes Wasser her."

„Du mußt doch aber erst Etwas essen?"

„Thue, wie ich Dir sage. Bringe mir den Whisky. Glaubst Du, ich sei ein Kind und ließe mir vorschreiben, wann ich essen oder trinken soll?"

Moulder sagte Dies in einem Tone, welcher keinen Widerspruch duldete, und obschon seine Frau

wußte, daß er sich betrinken würde, so mußte sie sich doch seinen Wünschen fügen. Sie holte daher den Whisky, heißes Wasser, Citrone und Zucker und setzte Alles auf einen Tisch, der neben ihm stand.

John Kenneby sah schweigend zu. Vielleicht überlegte er, ob er im Stande sein würde, das Regiment im Hause auch so zu behaupten, wie Dockwrath oder Moulder, wenn er Mistreß Smiley, die Mitbesitzerin der großen Ziegelbrennerei, zu seiner glücklichen Gattin gemacht hätte.

„Wenn Du Appetit hast, John, so mische Dir auch ein Glas," sagte Moulder.

„Ich danke vor der Hand," entgegnete Kenneby.

„Ja, ja, in Deiner feinen Toilette ist es Dir wahrscheinlich zu gemein, Grog zu trinken," sagte Moulder, indem er das Glas an den Mund setzte und auf Einen Zug leerte. Unverweilt mischte er sich hierauf ein zweites und stierte dann mit seinen roth unterlaufenen Augen unverwandt in das Kaminfeuer. Die Hände hielt er, wenn er derselben nicht bedurfte, um das Glas zum Munde zu führen, in den Hosentaschen und sprach fast nicht mehr. So saß er eine ziemlich lange Weile, bis er endlich den Kopf auf die Brust herabsinken ließ und fest einschlief.

Mit John's Beistand rückte seine Frau ihn nun

mit sammt seinem Stuhle ein Wenig vom Feuer zurück. Er ließ dabei ein unverständliches Grunzen hören, rührte sich aber nicht, und seine Frau wußte, daß sie nun auf wenigstens zwei Stunden Herr im Hause war. Allerdings schnarchte er fürchterlich, aber daran war sie gewöhnt.

So verging etwa eine halbe Stunde, als plötzlich das Läuten der Thürglocke sich vernehmen ließ, und John Kenneby ging hinaus, um Mistreß Smiley an der Treppe zu empfangen.

Herauf kam sie gerauscht, vielleicht in demselben Seidenkleide, welches noch nicht gewendet worden.

„Wie? Moulder schläft?" sagte sie, indem sie in das Zimmer trat.

„Er ist nicht recht wohl," sagte Mistreß Moulder ihrer Freundin zublinzelnd. „Er ist vorhin erst von einer Reise zurückgekehrt und sehr müde. Nimm doch Mistreß Smiley Hut und Mantel ab, John," fuhr sie zu ihrem Bruder gewendet fort. „Ich will mittlerweile das Theegeschirr holen."

Mistreß Smiley war eine Frau von ungefähr vierzig Jahren und sah sehr kräftig und gesund aus. Sie hatte große, dunkle Augen, rothe Wangen und kurz gekräuseltes, schwarzes Haar, so daß es fast aus=

sah, als trüge sie eine Perrücke. Ihr Mund war klein und hatte schmale Lippen, welche ihrem Gesicht einen nicht ganz angenehmen Ausdruck gaben. Im Ganzen genommen war sie aber gar keine üble Frau, und konnte besonders mit Rücksicht auf die ihr aus der Ziegelbrennerei erwachsende Revenue von zweihundert Pfund jährlich wohl Anspruch auf das Recht machen, sich nach einem zweiten Mann umsehen zu dürfen.

„Nun, Mr. Kenneby," hob sie wieder an, „wie befinden Sie sich bei dieser kalten Witterung? Mein Gott, wie doch dieser Mensch schnarcht!"

„Ja," bemerkte Kenneby sehr nachdenklich, „er schnarcht nicht schlecht."

Er dachte an Miriam Usbech, wie sie vor zwanzig Jahren gewesen, und an Mistreß Smiley, wie dieselbe jetzt war. Nicht als ob er sich geneigt gefühlt hätte, über das ihm bevorstehende Schicksal zu murren; nur hätte er es gern gesehen, wenn ihm noch einige Jahre Zeit vergönnt gewesen wären, darüber nachzudenken.

Es dauerte nicht lange, so setzte man sich an den Theetisch und ließ sich Thee, Semmeln, Schinken und Cōtelettes trefflich schmecken.

„Willst Du Deinen Mann nicht wecken, liebe

Freundin?“ fragte Mistreß Smiley, nachdem sie die letzten Bissen in den Mund gesteckt.

„Nein, wir wollen ihn schlafen lassen, bis er von selbst erwacht,“ entgegnete Mistreß Moulder. „Nun, wie steht's, John?“ fuhr sie zu ihrem Bruder gewendet fort, „ich dachte, Du hättest Mistreß Smiley Etwas zu sagen.“

„Ja, allerdings,“ stammelte John. „Ich habe Sie von jeher sehr geachtet, Mistreß Smiley — schon als Ihr seliger Mann noch lebte.“

„Sie sind sehr gütig,“ entgegnete Mistreß Smiley, obschon ihr diese Anrede nicht recht gefiel. Was braucht wohl ein Freier, der sich um die Hand einer Wittwe bewerben will, von dem verstorbenen Manne derselben zu sprechen?

„Zwischen Personen, die einander schon so lange kennen, wie Ihr Beide einander kennt,“ sagte Mistreß Moulder, „bedarf es keiner langen Worte. Gebt einander die Hände, und die Sache ist abgemacht.“

„Eins aber möchte ich doch vorher erwähnen,“ sagte Kenneby in feierlichem, besonnenem Tone.

„Und was wäre Dies?“ fragte Mistreß Smiley begierig.

„In einer Angelegenheit wie diese," fuhr Kenneby fort, „wo die Herzen betheiligt sind —"

„Von Herzen haben Sie bis jetzt noch Nichts gesagt," bemerkte Mistreß Smiley in etwas beifälligerem Tone, als vorher.

„Wirklich nicht?" sagte Kenneby. „Dann habe ich es vergessen und bitte um Entschuldigung. Was ich sagen wollte, ist Das. Wo die Herzen betheiligt sind, muß Alles ehrlich und offen zugehen."

„Ei, versteht sich," mischte Mistreß Moulder sich ein. „Meine Freundin wird von Dir auch gar nichts Anderes erwarten."

„Laß ihn doch ausreden," sagte Mistreß Smiley.

„Mein Herz ist nicht stets frei gewesen von eines Weibes lieblichem Bild. Ich habe schon ein Mal geliebt, und obschon die Theure das Eigenthum eines Andern ward, so blieb ihr Bild doch in meinem Herzen."

„Aber jetzt ist es doch heraus, John?" fragte seine Schwester. „Du mußt nämlich wissen, liebe Freundin, daß er von einer Zeit spricht, welche zwanzig Jahre hinter uns liegt."

„Was er da sagt, hört sich sehr schön an," sagte Mistreß Smiley. „Fahren Sie fort, Mr. Kenneby."

„Die Jahre vergingen wie ein kurzer Augenblick, und das Bild der Theuren blieb in meinem Herzen. Heute habe ich sie gesehen.“

„Und ihr Mann lebt noch, nicht wahr?“ fragte Mistreß Smiley.

„Ja, und wird auch noch nicht gleich sterben,“ bemerkte Mistreß Moulder.

„Ich habe sie heute gesehen,“ fuhr Kenneby fort' „und das adriatische Meer ist nun frei und kann sich anderweit vermählen.“

Die beiden Damen verstanden natürlich nicht, wo dieses Citat herrührte; da aber darin vom Heirathen, und namentlich vom anderweiten Heirathen die Rede war, so nahmen sie dasselbe sehr wohl auf.

Man nahm nun an, daß John seine Bewerbung angebracht habe, und Mistreß Smiley erklärte in bestimmten Worten, daß sie dieselbe annehme.

„Er hat sehr schön gesprochen,“ sagte sie zu seiner Schwester, „und mehr kann man nicht verlangen. Was die Ziegelbrennerei betrifft, so —“

Und nun folgte eine geschäftliche Besprechung, mit welcher wir dem Leser nicht weiter lästig zu fallen brauchen.

Etwa eine Stunde später geleitete Mr. Kenneby

die mit ihm so wohl zufriedene Mistreß Smiley in einem Miethwagen nach Hause, und die arme Mistreß Moulder mußte bei ihrem schlafenden Manne sitzen bleiben, bis er erwachte, worauf sie ihn dann auskleiden half und zu Bett brachte.

Dreizehntes Kapitel.

Lady Mason's Selbstverleugnung.

Lady Mason kehrte nach dem Besuche, den sie Mr. Furnival in seinem Geschäftsbureau abgestattet, wieder nach Cleeve Hill zurück, ohne daß Jemand hier sie gefragt hätte, warum sie in London gewesen sei oder Wen sie dort gesprochen habe.

Lady Staveley war an demselben Tage in Cleeve Hill erschienen und hatte Sir Peregrin und Mistreß Orme erklärt, daß ihr Besuch ausdrücklich Lady Mason gelten solle.

„Ich würde sie in Orley Farm aufgesucht haben," setzte sie hinzu; „da ich aber hörte, daß sie wahrscheinlich noch länger bei Ihnen weilen wird, so kam ich natürlich hierher."

Sir Peregrin entgegnete, daß er Lady Mason nach ihrer Rückkehr in Kenntniß setzen werde, führte dann Lady Staveley beiseite und theile ihr mit, daß er sich mit Lady Mason verlobt.

„Ich weiß recht wohl," setzte er hinzu, „daß ich mir eigentlich nicht erlauben sollte, Sie mit der Angelegenheit zu behelligen, welche nur uns angeht; aber ich wünsche, daß die Sache durchaus nicht als ein Geheimniß betrachtet werde. Ich glaube, um Lady Mason's selbst willen ist es besser, wenn man allgemein davon unterrichtet ist. Wenn Lady Mason durch die Verbindung mit unserer Familie Etwas gewinnen kann, so muß Dies jetzt geschehen, wo gewisse Leute sich mit einer Grausamkeit gegen sie benehmen, die ich in unserm Lande kaum für möglich gehalten hätte."

Lady Staveley sah sich natürlich genöthigt, dem Baronet ihre Glückwünsche darzubringen, obschon sie sich nicht verhehlen konnte, daß diese Heirath den Projecten, welche sie in Bezug für ihre Tochter hegte, nicht anders als nachtheilig sein konnte.

Sie befand sich daher, als sie wieder nach Hause fuhr, in keiner sonderlich glücklichen oder gutgelaunten Gemüthsstimmung.

Als Lady Mason wieder in Cleeve Hill anlangte, erwähnte sie am ersten Abend ihren neuen Vorsatz

mit keinem Worte. Sie hatte sowohl Perry, als auch Mr. Furnival ihr Wort gegeben, und Beiden ausdrücklich versprochen, ihre Verlobung rückgängig zu machen. Sie wußte recht wohl, daß Dies auch sofort geschehen mußte.

Aber wie sollte sie es thun? Mit welchen Worten sollte sie dem Baronet sagen, daß sie sich anders besonnen und die Hand, die er ihr geboten, nicht annehmen werde? Sie fürchtete, auch nur einen Augenblick lang mit Perry allein zu sein, weil sie erwartete, daß dieser sie sofort wegen Nichterfüllung ihres Versprechens zur Rede stellen werde.

In der That aber waren Perry's Gedanken mehr mit einem andern Gegenstand beschäftigt. Es war ihm eingefallen, daß durch die Heirath seines Großvaters seine eigene gefördert werden könnte, und obschon er noch weit entfernt war, erstere gutzuheißen, so war er doch fast geneigt, sich dieselbe gefallen zu lassen.

Am nächstfolgenden Tage gegen Mittag fuhr eine Equipage vor, und Mistreß Orme und Lady Mason erfuhren gleich darauf, daß Lord Alston angekommen sei und jetzt eine geheime Unterredung mit dem Baronet habe.

Lord Alston war Einer von Sir Peregrin's ältesten Freunden. An Alter sowohl als Rang stand er

über Letzterem, und obschon er nur selten ein Mal nach Cleeve Hill kam, so war doch seine Freundschaft stets zuverlässig und unverbrüchlich.

Mistreß Orme und Lady Mason äußerten Nichts gegen einander, Beide aber fürchteten, daß Lord Alston gekommen sei, um dem Baronet von der von diesem beabsichtigten Heirath abzurathen.

Und Dies war auch wirklich der Fall.

Die beiden alten Herren sprachen bei verschlossenen Thüren beinahe eine Stunde lang mit einander, und dann fuhr Lord Alston wieder fort, ohne sonst Jemand von der Familie gesprochen oder zu sprechen verlangt zu haben.

Lord Alston hatte eifrige Gegenvorstellungen gegen die Heirath gemacht und dem Baronet in sehr nachdrücklichen Worten von einem Schritt abgerathen, den er für einen höchst unglücklichen erklärte. Alle seine Vorstellungen waren aber fruchtlos gewesen. Jedes Wort, welches er geäußert, war nicht blos vergeblich, sondern beleidigend, denn Sir Peregrin war ein Mann, der sich durch Widerspruch nicht so leicht zu Etwas bestimmen ließ, obschon er durch erheuchelte Fügsamkeit ungemein leicht geleitet werden konnte.

„Es ist,“ sagte der Lord, als die Unterredung bald zu Ende war, „meine Pflicht als alter Freund, Ihnen Dies zu sagen.“

„Nun, dann haben Sie ja Ihre Pflicht gethan, Lord Alston.“

„Nein; Dies wird nicht eher der Fall sein, als bis die letzte Hoffnung, diese Heirath rückgängig werden zu sehen, erloschen ist.“

„Einer solchen Hoffnung dürfen Sie allerdings nicht Raum geben, oder ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß Sie durch das Aussprechen einer solchen Hoffnung mir gegenüber gerade keinen Beweis von Höflichkeit liefern.“

„Wir haben Beide nicht lange mehr zu leben,“ fuhr Lord Alston fort, ohne, wie es schien, die letzten Worte des Baronets zu beachten. „Bis jetzt haben wir, Einer wie der Andere, unseren Vorfahren keine Schande gemacht, und es muß daher unser inniger Wunsch sein, daß wir unsere Namen ohne Makel auf unsere Nachkommen übergehen sehen.“

„Mit Gottes Beistande werde ich auch nie Etwas thun, was meinem Namen und meiner Familie zur Schande gereichen könnte.“

„Aber, lieber Freund, wir können nicht handeln, wie Leute, deren Name von der Welt nicht beachtet wird. Ich weiß, daß Sie jenen Schritt thun wollen, weil Sie durch eine Regung von Mitleid mit jener Frau dazu veranlaßt werden.“

„Ich thue es, Lord Alston, weil es mir so beliebt.“

„Ihre erste Rücksicht sind Sie Ihrem Enkel schuldig. Nehmen Sie den Fall an, daß er, wie er wohl dazu berechtigt ist, sich um die Tochter eines Mannes von hohem Stande bewürbe — wie würde es dann wohl mit seinen Hoffnungen stehen, wenn es bekannt wäre, daß Sie zu derselben Zeit eine Dame heiratheten, deren Unglück sie vor die Schranken des Criminalgerichts geführt?"

„Lord Alston," sagte Sir Peregrin, indem er sich von seinem Stuhl erhob, „ich hoffe, daß mein Enkel seine Hoffnung niemals auf ein Mädchen setzen werde, deren Herz durch einen solchen Gedanken umgewandelt und verhärtet werden könnte."

„Wenn Lady Mason nun aber verurtheilt wird?" sagte Lord Alston.

„Erlauben Sie mir, zu sagen," entgegnete Sir Peregrin, indem er sich kerzengerad emporrichtete, als ob seine Jahre für ihn kaum das Gewicht einer Feder hätten, „erlauben Sie mir, zu sagen, daß diese Unterredung nun weit genug gegangen ist. Es giebt gewisse Voraussetzungen, welchen ich nicht Gehör schenken darf, selbst dann nicht, wenn sie von Lord Alston ausgesprochen werden."

Der Lord zuckte die Achseln, erklärte, er habe blos gesagt, was er als alter Freund für seine Pflicht gehalten, und empfahl sich dann.

Als man die Räder seines Wagens rasch über den Kies fortrollen hörte, sahen die beiden Damen einander an, sagten aber Nichts.

Der Baronet ließ sich nicht eher sehen, als bis zum Diner; als er aber in das Gesellschaftszimmer trat, war sein Benehmen gegen Lady Mason wo möglich noch freundlicher und liebreicher, als je.

„Also Lord Alston war heute hier," sagte Perry an diesem Abend, ehe er schlafen ging, zu seiner Mutter.

„Ja, er war da."

„Ganz gewiß wegen Großpapa's beabsichtigter Heirath."

„Ich glaube nicht, daß Lord Alston sich darein mischen wird, Perry."

„Glaubst Du? Lord Alston mischt sich in Alles, was ihm nicht gefällt, und diese Heirath, welche Großpapa beabsichtigt, kann ihm natürlich nicht gefallen."

„Aber, Perry, Dein Großvater hat jedenfalls das Recht, zu thun, wie ihm beliebt."

„Das weiß ich doch nicht. Dasselbe könntest Du sagen, wenn es ihm einfiele, sämmtliche Füchse in der Umgegend niederschießen zu lassen, oder irgend sonst so etwas Hirnverbranntes zu thun. Natürlich, soweit das Gesetz in Frage kommt, hätte er vollkommen das Recht, es zu thun, aber was würde dann zuletzt aus

ihm werden? Lady Mason hat ihm doch noch Nichts gesagt?"

„Ich glaube nicht."

„Und Dir auch noch nicht?"

„Nein, sie hat nicht mit mir gesprochen, wenigstens nicht darüber."

„Aber dennoch versprach sie mir ganz bestimmt, die Sache rückgängig zu machen."

„Du mußt nicht zu streng gegen sie sein."

Kaum hatte Mistreß Orme Dies gesagt, als leise an das Ankleidezimmer gepocht ward, in welchem sie diese Unterredung mit ihrem Sohn hatte.

„Oeffne die Thür, Perry," sagte sie. „Höchst wahrscheinlich ist es Lady Mason."

Perry öffnete, und Lady Mason trat ein.

„Ah, Mr. Orme," sagte sie, „ich wußte nicht, daß Sie hier wären."

„Ich stehe eben im Begriff, zu gehen. Gute Nacht, Mutter."

„Ich störe aber wohl?"

„Nein, nein; wir waren eben fertig," sagte der junge Mann und küßte dann seine Mutter. „Gute Nacht, Lady Mason. Wäre es nicht gerathen, wenn ich noch einige Kohlen auf das Feuer würfe, damit es nicht ausgeht?"

Er warf einige Kohlen auf das Feuer und ging dann seines Weges.

Lady Mason nahm, während er Dies that, Platz auf dem Sofa neben Mistreß Orme.

„Es thut mir so leid, daß ich Ihren Sohn verscheucht habe," sagte sie, als die Thür sich hinter Perry geschlossen.

„Er stand ohnehin im Begriff, zu gehen."

„Liebe Edith," hob Lady Mason nach einer kleinen Pause wieder an, „ich bin gekommen, um einige Worte mit Ihnen zu sprechen; wollen Sie mich anhören?"

„Ja wohl, ja wohl," sagte Mistreß Orme. „Warum sollte ich nicht?"

„Hat Ihr Sohn Ihnen erzählt, was kürzlich zwischen ihm und mir besprochen ward?

„Ja, allerdings."

„Das freut mich, denn nun wird es mir weit leichter werden, mit Ihnen zu sprechen. Ich habe seitdem mit Mr. Furnival gesprochen, und Dieser sagt Dasselbe. Ich sage es Ihnen, weil Sie so gut und freundlich gegen mich sind. Ich will Ihnen Nichts verschweigen, aber Sie dürfen Sir Peregrin Nichts davon sagen, daß ich mit Mr. Furnival davon gesprochen habe."

Mistreß Orme gab das geforderte Versprechen

und überlegte sich in diesem Augenblick kaum, ob sie sich eines Verraths gegen Sir Peregrin schuldig mache, oder nicht.

„Ich glaube nicht, daß ich ihm Etwas gesagt haben würde," fuhr Lady Mason fort, „wenn Perry mich nicht so ernsthaft in's Gebet genommen hätte. Er sagte, wenn ich seinen Großpapa heirathete, so würde ich Diesen in großen Schaden und Nachtheil bringen."

„Das hätte er nicht sagen sollen."

„Aber er glaubt es, Edith. Er sagte, alle Freunde seines Großpapa's würde sich dann von Diesem abwenden. Deßhalb versprach ich ihm, mit Sir Peregrin sprechen und die Sache, wo möglich, rückgängig machen zu wollen. Und dann sprach ich mit Mr. Furnival, und Dieser sagte mir auch, alle Welt würde meine Handlungsweise verdammen, wenn ich Sir Peregrin heirathete. Ueberdies sagte er, wenn — wenn —"

„Nun, reden Sie doch aus!"

„Wenn man mich vor dem Gerichtshofe schuldig fände, so würde Sir Peregrin vor Kummer über die dann auch seinem Namen angethane Schmach sterben."

„Aber Das kann ja nicht geschehen! Es ist ja nicht möglich, daß man Sie schuldig erkenne."

„Niemand kann sagen, was möglich oder un=

möglich sei," antwortete Lady Mason. „Ich glaube, meine Gegner würden die Sache nicht mit so vielem Eifer betreiben, wenn sie nicht einige Aussicht auf Erfolg hätten. Mr. Furnival sagt Dies auch, und deßhalb werde ich Sir Peregrin morgen sagen, daß aus diesem ganzen Project Nichts werden kann."

Dann saßen die beiden Freundinnen Hand in Hand noch eine Weile beisammen und sprachen von andern Dingen.

„Gute Nacht, Edith," sagte Lady Mason endlich, indem sie sich erhob und Mistreß Orme's Zimmer verließ.

„Morgen sogleich nach dem Frühstück will ich es thun," sagte sie bei sich selbst, als sie ihr Zimmer erreicht hatte, wo sie die halbe Nacht durchwachte, ehe sie den Schlaf fand, dessen sie so sehr bedurfte.

Am nächsten Morgen versammelte man sich zum Frühstück.

Lady Mason sprach nur wenig. Mistreß Orme, welche wußte, was stattfinden sollte, war fast eben so schweigsam, Sir Peregrin aber hatte mit seinem Enkel mehr als gewöhnlich zu sprechen. Er war auf sehr guter Laune, weil er in einem gewissen Punkte zu einem festen Entschluß gekommen war, und verrieth Dies dadurch, daß er Perry sagte, er werde unmittelbar nach dem Frühstück mit ihm ausreiten.

Dies würde auch geschehen sein, wenn Lady Mason nicht sofort gesagt hätte, sie hoffe nach dem Frühstück einige Worte mit Sir Peregrin in dem Bibliothekzimmer sprechen zu können.

„Place aux dames!“ sagte er. „Perry, die Pferde können warten.“

Perry sah, als sein Großvater Dies sagte, seine Mutter an, aber diese wagte nicht, ihre Augen von dem Theekessel zu verwenden. Dann sah er Lady Mason an, aber auch diese ließ ihre Augen unverwandt auf einem bestimmten Punkte weilen.

Um das Schweigen zu brechen, machte er dann eine alltägliche Bemerkung über das Wetter, und sein Großvater antwortete ihm in derselben Absicht.

Dann wurde weiter Nichts gesprochen, bis Sir Peregrin sich von seinem Stuhl erhob und erklärte, daß er bereit sei. Er öffnete die Thür, ließ Lady Mason voranschreiten und eilte dann quer durch die Hausflur, um die Thür des Bibliothekzimmers zu öffnen und seine Verlobte eintreten zu lassen. Dann nahm er ihre linke Hand in die seine, umschlang sie mit seinem rechten Arm und fragte, ob sie durch Etwas beunruhigt werde.

„Ja,“ sagte sie, „ich bin sehr unruhig. Ich habe sehr unrecht gehandelt.

„Wie so, Mary?“

Sie konnte sich nicht entsinnen, daß er sie je zuvor Mary genannt, und sie fühlte sich dadurch wohlthuend berührt, obschon sie über vierzig, und er über siebzig Jahre alt war.

„Ich habe sehr unrecht gehandelt," sagte sie nochmals, „und ich komme jetzt, um es wo möglich wieder gut zu machen. Mein theurer Sir Peregrin, Sie dürfen mir nicht zürnen."

„Ich glaube nicht, daß ich Ihnen zürnen werde; aber was ist es denn, meine Theure?"

Sie wußte aber nicht sogleich Worte zu finden. Mistreß Orme zu sagen, daß sie sich entschlossen habe, Sir Peregrin nicht zu heirathen, war eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe gewesen, bei Weitem nicht so leicht aber war es, Dies dem Baronet selbst zu sagen.

Und jetzt stand sie da, während er sie mit seinem Arm umschlungen hielt, was sie in Anbetracht des Entschlusses, zu dem sie gekommen, eigentlich schon jetzt nicht mehr dulden durfte.

„Also, Mary, was ist es?" fragte der Baronet nochmals. „Ich weiß, daß Sie Etwas auf dem Herzen haben, sonst würden Sie nicht diese Unterredung mit mir hier begehrt haben. Betrifft es Ihre Prozeßangelegenheit? Haben Sie Mr. Furnival wieder gesprochen?"

„Nein, meine Prozeßangelegenheit betrifft es

nicht,“ sagte sie, indem sie die zweite Frage unbeantwortet ließ.

„Was ist es denn?“

„Sir Peregrin, es ist unmöglich, daß wir einander heirathen,“ keuchte sie an allen Gliedern zitternd.

„Warum unmöglich?“ entgegnete er, indem er sie losließ und ihr in's Gesicht blickte.

„Es kann nicht geschehen.“

„Und warum nicht, Lady Mason?“

„Es kann nicht geschehen,“ sagte sie nochmals in lauterem und nachdrücklicherem Tone.

„Und ist Dies Alles, was Sie mir zu sagen beabsichtigen? Habe ich Etwas gethan, wodurch ich Sie beleidigt habe?“

„Mich beleidigt! O nein, ich glaube nicht, daß Dies möglich wäre. Eher habe ich Sie beleidigt —“

„Dann, meine Theure —“

„Hören Sie mich an. Es kann nicht geschehen. Ich weiß es, daß es sehr unrecht sein würde. Alles sagt mir, daß diese Heirath von Ihrer Seite ein Opfer, ein furchtbares Opfer sein würde. Sie würden Ihres Ranges verlustig gehen —“

„Nein, Das ist nicht der Fall,“ rief Sir Peregrin. „Meines Ranges würde ich nicht verlustig gehen, selbst wenn ich eine Küchenmagd heirathete,

anstatt eine Dame, welche in socialer Beziehung mir völlig gleichsteht."

„Ja, ja, ich hätte nicht vom Rang sprechen sollen. Ihres Ranges können Sie nicht verlustig gehen, wohl aber Ihrer Stellung in der Welt, der Achtung Ihrer Umgebung —"

„Wer hat Ihnen denn dies Alles gesagt?"

„Ich habe Niemanden gebraucht, der mir Dies gesagt hätte. Bei reiflicher Ueberlegung habe ich es mir selbst gesagt. Mein eigenes von Dankbarkeit und Liebe für Sie erfülltes Herz hat es mir gesagt."

„Haben Sie vielleicht Lord Alston gesprochen?"

„Lord Alston? Nein."

„Oder hat Perry mit Ihnen gesprochen?"

„Perry?"

„Ja, Perry, mein Enkel."

„Ja, Der hat allerdings mit mir gesprochen."

„Und er hat Sie aufgefordert, Dies zu mir zu sagen? Dann ist er aber ein undankbarer Knabe — ein sehr undankbarer Knabe. Ich würde Alles gethan haben, um ihn in dieser Angelegenheit vor Nachtheil zu bewahren."

„Ach, warum bin ich jemals in Ihr Haus gekommen, um Sie unter einander zu veruneinigen?"

„Von einer Veruneinigung soll keine Rede sein. Ich werde Perry auch Dies verzeihen, wenn Sie sich

von mir leiten lassen wollen, Mary. Die Sache ist schon viel zu weit gediehen, als daß Sie nun auf ein Mal umkehren könnten — es wäre denn, daß Sie ein persönliches Widerstreben gegen die Verwirklichung unserer Heirath fühlten.“

„O, nein, nein; Das ist es nicht!“ rief sie eifrig, um sein Gefühl nicht durch Schweigen zu verletzen.

„Unter diesen Umständen,“ hob der Baronet wieder an, „steht mir das Recht zu, zu sagen, daß die Heirath zu Stande kommen muß.“

„Nein, nein.“

„Aber ich sage, sie muß! Setzen Sie sich, Mary.“

Und sie setzte sich, während er vor ihr stehen blieb und weiter sprach.

„Sie sagen, ich opferte mich. Ich bin ein alter Mann, der nicht viel Jahre mehr vor sich hat. Wenn ich auch diesen kleinen Ueberrest von Jahren wirklich opferte, um einer Person, die ich liebe, einen Dienst zu erzeigen, so wäre Dies immer noch nichts Außergewöhnliches. In dem vorliegenden Falle kann aber von einem Opfer gar keine Rede sein. Wenn Sie meine Gattin sind, werde ich weit glücklicher leben. Dasselbe wird mit Edith und ihrem Sohne der Fall sein, sobald Letzterer die Sache erst richtig auffassen gelernt hat. Was das Gerede der Leute betrifft, so dauert dies zwei oder drei Monate, und ich frage

Nichts danach. Gestehen will ich indessen," fuhr er fort, indem er ihr die Hand bot, so daß sie ihm die ihrige nicht verweigern konnte, „wenn blos meine eigene Neigung, meine Liebe zu Ihnen mich zu diesem Schritte triebe, so würde ich vielleicht zweifeln und zögern, ja mich wahrscheinlich eines solchen Schrittes ganz enthalten. Dies ist aber nicht der Fall. Ich folge, indem er Dies thue, nicht blos der Stimme meines eigenen Herzens, sondern leiste Ihnen auch in Ihrer Bedrängniß einen wesentlichen Dienst."

„Eben deßhalb kann es nicht geschehen, Sir Peregrin."

„Nein, eben deßhalb muß es geschehen. Die Welt weiß es jetzt, und wollten wir uns wieder trennen, so würde die Welt sagen, daß ich Sie das Ihnen zur Last gelegten Verbrechens schuldig glaubte."

„Auch Das müßte ich tragen," sagte Lady Mason, indem sie aufstand, aber ihm nicht in's Gesicht sah, sondern die Augen auf den Boden heftete und so leise sprach, daß Sir Peregrin sie kaum verstehen konnte.

„Nein, bei'm Himmel, nein!" rief er. „So lange ich Ihnen zur Seite stehen kann, sollen Sie Dies nicht tragen. Noch besitze ich Kraft genug, um Sie aufrecht zu halten und diesem elenden Joseph Mason seine Lüge in's Gesicht zurückzuschleudern. Nein,

Mary; gehen Sie wieder hinüber zu Edith und sagen Sie ihr, Sie hätten es versucht, aber es sei Ihnen nicht gelungen, Ihre Fesseln zu sprengen."

Und dann lächelte er sie an. Sein Lächeln konnte zu Zeiten sehr angenehm sein.

Sie aber lächelte nicht, als sie ihm antwortete.

„Sir Peregrin," hob sie an und bemühte sich, ihre Augen zu den seinigen emporzuheben, vermochte es aber nicht.

„Nun, was wollen Sie sagen?"

„Sir Peregrin, ich bin schuldig!"

„Schuldig! Schuldig Wessen?" fragte er, durch ihre Worte mehr erschreckt, als belehrt.

„Alles Dessen, was meine Feinde mir zur Last legen."

Und dann sank sie zu seinen Füßen nieder und umschlang seine Kniee mit ihren Armen.

Vierzehntes Kapitel.

Mistreß Orme's Standhaftigkeit.

Mehrere Minuten lang stand der Baronet da und wußte nicht, was er denken sollte, während Lady Mason ihr Gesicht verbergend seine Kniee umschlungen hielt.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte er endlich. „Erklären Sie sich deutlicher."

Er bückte sich, um sie aufzuheben, aber als er sich bewegte, sank sie vollends ganz auf den Boden nieder und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Und nun begann die Bedeutung ihrer Worte ihm allmählich klar zu werden.

„Ich bin alles Dessen schuldig, was meine Feinde mir zur Last legen," hatte sie gesagt.

War Dies möglich? Hatte sie jenes Testament

gefälscht, sich betrügerischerweise in den Besitz jenes Eigenthums gesetzt und seit so langen Jahren darin erhalten? Entsetzlicher Gedanke!

Jedoch, sie lag hier zu seinen Füßen, und er mußte nothwendig Etwas thun, um ihr aufzuhelfen.

Er bückte sich und ergriff sie bei der Hand, seine schwache Kraft war aber nicht hinreichend, sie aufzurichten.

„Lady Mason,“ sagte er, „sprechen Sie mit mir. Ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie sich nicht auf das Sofa setzen?“

Sie raffte sich langsam auf und nahm mit immer noch tief gesenktem Haupte wieder den Platz ein, auf welchem sie vorher gesessen.

Der Baronet hatte gefürchtet, daß sie ohnmächtig werden würden, aber sie gehörte nicht zur Zahl jener Frauen, deren Natur eine solche Erleichterung des Schmerzes gestattet. Obschon sie stets blaß und schwächlich aussah, so lebte in ihr doch gewaltige Kraft und Ausdauer.

„Lady Mason,“ sagte der Baronet, nachdem er ihr mehrere Minuten gegönnt, um ihr Zeit zu lassen, sich zu sammeln und zu fassen, „wenn Sie im Stande sind, mit mir zu sprechen —“

„Ja,“ sagte sie, indem sie sich allmählich gerade

richtete und den Kopf emporhob, obschon sie ihn nicht ansah, „ja, ich bin es im Stande."

Der Ton, in welchem sie Dies sagte, schien jedoch ihren Worten zu widersprechen.

„Wenn Sie es wünschen, so will ich Sie verlassen und vielleicht in einer Stunde wiederkommen."

„Nein, nein, verlassen Sie mich nicht," sagte sie, während sie wie von einem kalten Fieberfrost geschüttelt, an allen Gliedern zitterte. „Gehen Sie nicht fort — ich will Ihnen Alles gestehen. Ich habe die That verübt."

„Welche That?"

„Ich habe das Testament gefälscht; ich bin schuldig."

Somit war die Wahrheit offen und in den einfachsten Worten erklärt, und dem Baronet kein Zweifel mehr möglich. Es war eine furchtbare Tragödie.

Bei den letzten Worten, die Lady Mason gesprochen, hatte sie sich von dem Sofa erhoben und stand jetzt vor dem Baronet, sich mit den Händen auf den Tisch stützend wie ein Angeklagter vor den Schranken des Gerichts.

„Wie," sagte Sir Peregrin endlich, „Sie haben diese That verübt? Mit Ihren eigenen Händen?"

„Ja, mit meinen eigenen Händen. Als mein Gatte für meinen Sohn Nichts thun wollte, als er

erklärte, sein ganzes Vermögen müsse seinem älteren Sohne zufallen, da fertigte ich jenes Codicill während der Nacht mit meiner eigenen Hand."

„Und auch die Namen schrieben Sie selbst darunter?"

„Ja, ich schrieb Alles, auch die Namen."

Und dann herrschte wieder Schweigen. Lady Mason aber blieb stehen, stützte sich auf den Tisch und wartete, daß der Baronet ihr Urtheil sprechen werde.

Er wendete sich von ihr ab und trat an's Fenster.

Was sollte er thun? Wie sollte er ihr beistehen?

„Wenn Dies wirklich wahr ist —" hob er endlich wieder an.

„Ja, es ist wahr. Würde wohl ein Mensch so Etwas von sich selbst erzählen, wenn es nicht wahr wäre?"

„Dann fürchte ich allerdings, daß von einem nähern Verhältniß zwischen Ihnen und mir keine Rede mehr sein kann."

Es lag in diesen Worten ein gewisser Grad von Erleichterung für die Arme. Insoweit war der Urtheilsspruch ein so sich von selbst verstehender, daß eigentlich keine Strafe darin lag. Lady Mason hatte ja ihre Geschichte ausdrücklich in der Absicht erzählt,

um dieses Resultat mit Gewißheit herbeizuführen, und es lag gewissermaßen etwas Verächtliches in ihrem Tone, sie sagte:

„Ja wohl, davon kann keine Rede mehr sein."

„Und was wünschen Sie, daß ich zunächst thue?" fragte er.

„Ich habe Nichts zu verlangen," sagte sie. „Wenn Sie es der ganzen Welt verkünden müssen, so thun Sie es."

„Verkünden? Nein. Ich habe keinen Beruf, als Denunciant aufzutreten."

„Aber Sie müssen es ja sagen. Ihrer Schwiegertochter können Sie es nicht verschweigen."

„Ja, Edith muß ich es sagen."

„Und ich muß Ihr Haus verlassen. O, wo soll ich hin, wenn mein Sohn es erfährt? Und wo soll er hin?"

Der Baronet trat wieder an's Fenster, um zu überlegen, wie er diese Fragen beantworten sollte.

Mußte er es wirklich seiner Tochter sagen? Mußte er die Verbrecherin wirklich sofort aus seinem Hause verbannen?

Er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Ihr Haus werde ich natürlich verlassen," hob Lady Mason mit einem gewissen Ausdruck von Stolz in ihrem Tone wieder an. „Selbst wenn mir kein

anderer Aufenthalt offen stände, als ein Gefängniß, so könnte ich dennoch nicht hier bleiben. Es wird am Besten sein, wenn ich jetzt gehe und meine Sachen fortschaffen lasse."

Und sie lenkte ihre Schritte nach der Thür.

V Aber so konnte Sir Peregrin nicht von sich gehen lassen. War sie nicht das Weib, welches er geliebt, und hatte sie ihn nicht vor einer furchtbaren Schmach bewahrt, indem sie sich selbst um seinetwillen in's Verderben stürzte? Er mußte Etwas zu ihren Gunsten thun, nur konnte er sich nicht sogleich entschließen.

Sie lenkte, haben wir gesagt, ihre Schritte nach der Thür. Er vertrat ihr jedoch den Weg und faßte sie bei der Hand.

„Also, Sie fälschten jenes Testament," sagte er, „ohne daß Ihr Gatte Etwas davon wußte?"

Die Thatsache erschien ihm an und für sich immer noch so ungeheuerlich, daß er sie nicht recht zu überschauen vermochte.

„Ja, ich that es ohne, daß er Etwas davon wußte. Ich will nun gehen, Sir Peregrin. Ich fühle mich jetzt wieder stark genug."

„Aber wo wollen Sie hin?"

„Ja, wo soll ich hin?" wiederholte sie und legte die Hand, welche sie noch frei hatte, an die Stirn und strich sich das Haar zurück, wie um ihre Gedanken zu

sammeln. „Wo soll ich hin? Mein Sohn weiß indessen noch Nichts. Ich werde zunächst nach Orley Farm gehen. Wann muß ich es ihm gestehen? Sagen Sie mir Dies. Wann muß er es erfahren?"

„Nein, Lady Mason; heute können Sie nicht hingehen. Es ist sehr schwer zu sagen, was jetzt für Sie das Beste zu thun sein wird."

„Ja, sehr schwer," wiederholte sie den Kopf schüttelnd.

„Vor der Hand müssen Sie hier bleiben — in Cleeve Hill, meine ich, wenigstens heute noch. Ich will mir die Sache überlegen. Gehen Sie einstweilen."

„Aber kann ich wohl jetzt noch mit Mistreß Orme beisammen sein?"

Der Baronet schwieg, denn er wußte nicht ein Mal diese Frage sogleich zu beantworten.

„Allerdings werde ich es ihr sagen müssen," entgegnete er endlich.

„Ja; es geht nicht anders," sagte Lady Mason, und der Baronet fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte, und er ließ sie los. Er hatte, während sein Hirn von so vielen Gedanken bestürmt ward, ganz vergessen, daß er diese Hand noch in der seinen hielt.

„Ihr will ich es sagen, aber sonst Niemanden," fuhr Sir Peregrin fort. „Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so möchte ich sagen, daß es für Sie

gut sein wird, wenn Sie sich vor allen Dingen ein wenig Ruhe gönnen. Sie sind sehr aufgeregt und —"

„Ja, Sir Peregrin, Sie haben Recht; ich werde mich sofort auf mein Zimmer begeben. Und dann —"

„Dann vielleicht — im Laufe des Morgens — werden Sie mich wiedersehen."

„Aber wo? Wollen Sie zu mir kommen?

„Ich will Sie im Zimmer meiner Schwiegertochter sprechen, in ihrem Ankleidezimmer; sie selbst wird dann nicht darin sein."

Aus diesen letzten Worten nahm Lady Mason ab, daß sie Mistreß Orme nicht wiedersehen sollte.

Und nun ging sie, und während sie langsam durch die Hausflur schritt, fühlte sie, daß die Folgen ihres Vergehens, welche sie so lange gefürchtet, sie nun ereilt hatte. Es gab für sie kein Entrinnen mehr. Sie selbst hatte den Becher gemischt und mußte ihn nun leeren bis auf die Hefen.

Langsam und geräuschlos begab sie sich auf ihr Zimmer und setzte sich, nachdem sie die Thür hinter sich geschlossen, auf's Bett. Es war jetzt noch früh am Tage, und die Magd noch nicht im Zimmer gewesen. Es brannte kein Feuer, obschon man mitten im Winter war.

An dergleichen Einzelnheiten aber hatte Sir Peregrin, als er ihr rieth, auf ihr Zimmer zu gehen,

nicht gedacht. Lady Mason dachte selbst nicht daran, als sie sich auf ihr Bett niedersetzte.

Es dauerte aber nicht lange, so begann sie vor Kälte zu zittern. Sie hüllte sich nun in ein großes Umschlagetuch und setzte sich nieder. Sie bedachte, daß sie so vielleicht stundenlang ausharren müßte und deßhalb stand sie wieder auf und verschloß die Thür. Sie konnte nicht den Gedanken ertragen, daß vielleicht, während sie so da säße, eine Magd einträte und sie in ihrem Jammer sähe.

Es dauerte nicht lange, so kam auch eine und erklärte, als ihr auf Anpochen nicht geöffnet ward, sie wolle blos Feuer anzünden. Lady Mason erklärte, sie brauche keins. Die Zähne klapperten ihr vor Frost, aber frieren war immer noch besser, als gesehen werden.

Sie legte sich nicht und deckte sich auch nicht weiter zu, als das große Tuch sie bedeckte, und ebensowenig rührte sie sich eine ganze Stunde lang von ihrem Platze.

Allmählich gewöhnte sie sich an die Kälte. Sie war an allen Gliedern starr und steif, aber sie hatte aufgehört zu zittern, und ihre Gedanken wendeten sich ihrer verzweiflungsvollen Lage zu.

Wie Vieles stand ihr noch bevor, was noch viel schlimmer war! Anstatt sich nach dem Augenblick zu

sehnen, wo sie zu Sir Peregrin gerufen werden würde, fürchtete sie sich davor, denn sie rückte dann auch jener anderweiten Begegnung mit ihrem Sohn näher.

So hatte sie über eine Stunde dagesessen, als sie einen leichten Tritt vernahm, der rasch den Corridor entlang auf ihre Thür zu kam. Ihr Ohr sagte ihr sofort, wem dieser Schritt gehörte, und in ihrem Herzen erwachte wieder ein Strahl von Hoffnung.

Kam Edith, um sie zu trösten, um der armen, zerknirschten Sünderin ein Wort weiblicher Theilnahme zu spenden?

Der rasche, leichte Tritt machte an der Thür Halt, es folgte eine Pause, und dann ward ganz leise angepocht.

Lady Mason fragte nicht erst, wer da sei, sondern sprang von dem Bett herab, eilte nach der Thür und drehte den Schlüssel herum. Sowie die Thür sich öffnete, verbarg sie sich halb hinter derselben, und gleich darauf trat Mistreß Orme in's Zimmer.

„Wie! Sie haben noch kein Feuer!“ rief sie, als ihr die kalte Luft entgegenschlug. „Ach, Das ist ja schrecklich!“

Und indem sie Dies sagte, faßte sie Lady Mason's beide Hände in die ihrigen.

Hätte sie sowohl die Klugheit der Schlange, als

die Unschuld der Taube besessen, so würde sie die arme Leidende anders angeredet haben.

Sie wußte nämlich Alles. Während der letztvergangenen furchtbaren Stunde hatte Sir Peregrin ihr Alles erzählt. Er hatte dabei nicht gewußt, was er sonst anrathen sollte, und ebensowenig wußte sie selbst, was für sie Alle am Klügsten zu thun sei, in Einer Beziehung aber stand ihr Entschluß sofort fest.

Die Frau, welche zeither ihre Freundin gewesen, welche sie lieben gelernt, sollte das Haus nicht verlassen, ohne einen Beweis von Sympathie und weiblicher Fürsorge erfahren zu haben.

Das Vergehen war ein schweres, Dies gab sie schaudernd zu. Ein Verbrechen aber, welches vor zwanzig Jahren begangen worden, machte auf sie nicht so viel Eindruck, als die Verzweiflung und der Jammer des heutigen Tages.

Und überdies, konnte *sie* wohl darüber zu Gericht sitzen?

„Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet," sagte sie, als es ihr vorkam, als ob Sir Peregrin sich etwas zu schroff ausdrückte.

Als ihr aber zu verstehen gegeben ward, daß Lady Mason nach Orley Farm zurückkehren solle, ohne noch ein Mal von ihr gesehen worden zu sein, empörte sich ihr weibliches Herz sofort.

„Wenn sie auch unrecht gethan hat —“ begann sie.

„Großes Unrecht — furchtbares Unrecht,“ sagte Sir Peregin.

„So kann es mir doch keinen Nachtheil bringen, wenn ich sie sehe und spreche. Ich sollte sie meiden, während sie noch hier im Hause ist, während ich sie doch besuchen würde, selbst wenn sie im Gefängniß säße?“

Sir Peregrin entgegnete Nichts weiter, sondern liebte seine Schwiegertochter um dieser ungewohnten Heftigkeit willen um so inniger.

„Du wirst thun, was recht ist, wie Du ja stets thust,“ sagte er. Dann verließ er sie, und sie lenkte, nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht, ihre Schritte stracks nach Lady Mason's Zimmer.

Sie faßte die arme Unglückliche bei beiden Händen und fühlte, daß dieselben eiskalt waren.

„Das ist ja entsetzlich!“ rief sie. „Kommen Sie mit mir, liebe Freundin.“

Lady Mason blieb aber am Kopfende des Bettes stehen, wohin sie sich von der Thür aus wieder zurück gezogen. Ihre Augen hafteten noch auf dem Boden, und sie lehnte sich, während Mistreß Orme sie hielt, zurück, als ob sie durch das Gewicht ihres Körpers

ihre Freundin hindern wolle, sie aus dem Zimmer zu führen.

„Sie sind fürchterlich kalt," sagte Mistreß Orme.

„Hat er es Ihnen gesagt?" fragte Lady Mason leise flüsternd und sich immer noch zurücklehnend.

„Ja, er hat es mir gesagt — aber sonst Niemanden, sonst Niemanden."

Beide schwiegen einige Secunden lang.

„Ach, wenn ich doch stürbe!" sagte die arme Unglückliche und sprach mit andern Worten jenen furchtbaren Wunsch aus, daß die Berge über sie fallen und sie zermalmen möchten.

„Das dürfen Sie nicht sagen. Das wäre eine Lästerung. Wissen Sie nicht, daß Gott Sie trösten kann, wenn Sie sich zu ihm wenden und Ihre Sünden bereuen? Kommen Sie jetzt übrigens mit mir, Lady Mason. Hier in dieser Kälte können Sie nicht bleiben."

Lady Mason ließ sich nun aus dem Zimmer hinausführen, und sie gingen rasch den Corridor entlang bis an die Vordertreppe und von hier in Mistreß Orme's Zimmer. Sie wurden hierbei von Niemand gesehen.

Sobald sie eingetreten waren, ließ Mistreß Orme ihre unglückliche Freundin in einem Lehnstuhl Platz nehmen, den sie dann vor das Kaminfeuer schob. Dann nahm sie selbst auf einem Schemel zu ihren

Füßen Platz und wärmte ihre Hände in den ihrigen. Hierauf nahm sie ihr den Shawl ab und ließ sie die Füße nach dem Feuer ausstrecken, und dann sprach sie, so dicht neben ihr sitzend, während der nächsten halben Stunde in Bezug auf die ihr bekannt gewordene furchtbare Thatsache kein Wort.

Plötzlich, als ob das Eis des Herzens durch die Wärme dieser treuen Freundschaft hinweggethaut würde, brach Lady Mason in einen Thränenstrom aus, fiel ihrer Freundin um den Hals und bat sie inständig, ihr zu verzeihen.

Und Mistreß Orme verzieh ihr.

Ich will nicht ausführlich die Worte mittheilen, die zwischen den beiden Frauen gewechselt wurden.

Nach einer Weile ließ Lady Mason sich in allen Dingen von dem Rath ihrer Freundin leiten, als ob sie ein Kind wäre.

Es ward bestimmt, daß vor der Hand — das heißt für die nächsten zwei oder drei Tage — Lady Mason als Kranke ihr Zimmer in Cleeve Hill behalten sollte.

Es war dabei keine Verstellung im Spiele, denn sie war wirklich kaum für irgend einen andern Platz geeignet, als ihr Bett. Fühlte sie sich fähig oder aufgelegt, ihr Zimmer zu verlassen, so sollte sie Mistreß Orme's Ankleidezimmer mit benutzen. Es war dann

blos nöthig, Perry aufmerksam zu machen, daß er dieses Zimmer jetzt nicht betreten dürfe.

Die Diener, bemerkte Mistreß Orme, hätten allerdings gehört, daß ihr Herr sich noch ein Mal zu vermählen beabsichtige. Nun würden sie hören, daß er diese Absicht aufgegeben habe. Sie würden sich diesen Umstand nach ihrer Weise deuten, ganz gewiß aber keine Ahnung von dem eigentlichen Sachverhalt haben, so lange sie sähen, daß Lady Mason immer noch als geehrter Gast in Cleeve Hill verweile.

Was die weiter nöthigen Schritte betraf, so wollte Mistreß Orme sich mit Sir Peregrin berathen und Lady Mason von Zeit zu Zeit von dem Resultat dieser Berathungen unterrichten.

Und somit verging der ganze Vormittag, und Mistreß Orme sah weder Sir Peregrin, noch ihren Sohn, bis sie in dem ersten Dunkel des Winterabends in das Bibliothekzimmer hinunterging.

Fünfzehntes Kapitel.

Weibliche Ansichten von Freundschaft.

Sir Peregrin kehrte nach der Stunde, die er bei seiner Schwiegertochter zugebracht — jener furchtbaren Stunde, während welcher Lady Mason allein auf ihrem Bett gesessen — wieder in das Bibliothekzimmer zurück und blieb hier während des ganzen Nachmittags.

Der Leser wird sich erinnern, daß er eigentlich die Absicht gehabt, mit seinem Enkel auszureiten. Davon war er jedoch wieder zurückgekommen, und Perry hatte demzufolge sich im Hause umhergetrieben.

Er bemerkte sehr bald, daß irgend Etwas vorgefallen sein mußte, aber er wußte nicht, was. Er hatte seine Mutter gesucht und sie auch einen Augenblick an ihrer Thür gesehen, aber sie hatte ihm gesagt, daß sie jetzt nicht mit ihm sprechen könne.

Sir Peregrin hatte sich ebenfalls eingeschlossen, bei Einbruch der Dämmerung aber schickte er nach seinem Enkel, und als Mistreß Orme, nachdem sie Lady Mason verlassen, in das Bibliothekzimmer hinunterkam, fand sie die Beiden beisammen.

Sie standen mit dem Rücken nach dem Kaminfeuer gekehrt, und die im Zimmer herrschende Dunkelheit war zu groß, als daß man Gesichtszüge hätte unterscheiden können. Gleichwohl aber ahnte Mistreß Orme, daß das Gespräch zwischen Großvater und Enkel ernster Natur war.

Welches Gespräch hätte überhaupt in diesem Hause an diesem Tage anders als ernst sein können?

„Ich störe, wie ich sehe," sagte Mistreß Orme und wollte sich wieder entfernen. „Ich wußte nicht, daß Perry hier ist."

„Bleib', Edith," sagte der alte Baronet. „Perry, gieb Deiner Mutter einen Stuhl. Ich habe gesagt, daß zwischen mir und Lady Mason Alles aus ist."

Mistreß Orme zitterte, als sie diese Worte hörte, denn es kam ihr vor, als müsse es jetzt gefährlich sein, von Lady Mason auch nur zu sprechen, gefährlich in Bezug auf das furchtbare Geheimniß, dessen weiteres Bekanntwerden so unheilvolle Folgen nach sich ziehen konnte.

„Ich habe Perry gesagt," fuhr Sir Peregrin fort,

„daß ich einige Minuten lang ihm zürnte, als ich von Lady Mason hörte, er habe mit ihr gesprochen. Im Ganzen genommen aber glaube ich jetzt, daß Dies ganz gut gewesen ist.“

„Er würde sich gewiß sehr unglücklich fühlen, wenn irgend Etwas, was er gethan, Dir Kummer verursachte,“ bemerkte Mistreß Orme, die kaum wußte, was sie sagen, oder wie sie sich ausdrücken sollte. Auch war ihr ja nicht bekannt, wie viel ihrem Sohn mitgetheilt und wie viel ihm verschwiegen worden.

„Nein, nein, nein!“ sagte der alte Baronet, indem er seinen Arm liebreich auf die Schulter des jungen Mannes legte. „Er hat Nichts gethan, was mir Kummer verursachte. Wir sind vollkommen einig, Gott sei Dank. Aber, Perry, wir wollen jetzt an jene andere Angelegenheit denken. Hast Du Deiner Mutter schon Etwas davon gesagt?“

„Nein, Großpapa, noch nicht. Wir wollen es jetzt auch ruhen lassen.“

Und dann verhielten sich Alle schweigend. Mistreß Orme saß auf ihrem Stuhle, und die beiden Männer standen noch mit dem Rücken am Kaminfeuer.

Mistreß Orme's Gedanken weilten zu ausschließlich bei der Unglücklichen, die oben in ihrem Zimmer saß, als daß sie sich für die unbekannte andere Ange=

legenheit, auf welche Sir Peregrin hingedeutet, zu interessiren vermocht hätte.

„Wenn Du mit Perry fertig bist, Papa," sagte sie endlich, „so möchte ich gern einige Minuten mit Dir sprechen."

„Ja wohl," sagte Perry; „wir sind fertig."

Und nachdem er Dies gesagt, verließ er das Zimmer.

„Du hast es ihm wohl gesagt?" fragte Mistreß Orme, sobald sie sich mit ihrem Schwiegervater allein sah.

„Gesagt? Was denn? Von Lady Mason? O nein. Ich habe ihm blos gesagt, daß ich jenes Project wieder aufgegeben habe."

Von dieser Zeit an konnte Sir Peregrin sich nie überwinden, wieder von seinem Heirathsproject zu sprechen, oder davon sprechen zu hören.

„Perry glaubt, es sei auf Lady Mason's eigenen Wunsch geschehen," fuhr er fort.

„Und Dies ist auch der Fall," sagte Mistreß Orme in weit entschiedenerem Tone, als in welchem sie sonst zu sprechen pflegte.

„Ja, Das ist auch der Fall," wiederholte Sir Peregrin.

„Von jenem Geheimniß aber darf Niemand Etwas erfahren," sagte sie in feierlichem Tone, indem

sie aufstand und dem Baronet fest in's Antlitz schaute, „Niemand außer Dir und mir darf Etwas davon wissen."

„Ich fürchte nur, daß bald die ganze Welt es erfahren wird," sagte Sir Peregin.

„Nein, nein! Warum sollte die ganze Welt es erfahren? Hätte Lady Mason es uns nicht selbst gesagt, so wüßten wir es auch nicht. Wir hätten es nicht ein Mal geahnt. Mr. Furnival, der sich doch auf solche Dinge versteht, hält sie sicherlich ebenfalls nicht für schuldig."

„Aber, Edith — das Besitzthum."

„Dieses möge sie wieder herausgeben, das heißt nach einer Weile, wenn alles Dies vorüber ist. Ihr Gegner ist ein reicher Mann, der keinen wesentlichen Schaden erleidet, wenn er es noch ein Wenig länger entbehrt."

„Aber es gehört ja nicht ihr. Sie kann es nicht herausgeben. Es gehört ihrem Sohn, oder man glaubt vielmehr, daß es ihm gehöre. Unseres Amtes ist es nicht, Denuncianten zu sein, Edith."

„Sehr richtig; wir brauchen nicht Denuncianten zu sein. Das dürfen wir nicht vergessen."

„Es kommt uns allerdings nicht zu, die Geschichte von Lady Mason's Schuld zu erzählen, diese aber bleibt deßwegen immer dieselbe und wird mit jedem

Tage auf's Neue begangen, so lange der Ertrag des Besitzthums in Lucius Mason's Hände fällt. Das ist ja eben das Furchtbare, Edith, daß ihr Gewissen im Stande gewesen ist, zwanzig Jahre lang eine solche Bürde zu tragen."

„Sie hat aber jene That nicht begangen, um sich selbst Nutzen zu schaffen," bemerkte Mistreß Orme.

„Das macht keinen Unterschied," entgegnete der Baronet fast heftig. „Ihr Ziel war Bereicherung ihres Kindes, und als sie diese nicht auf ehrlichem Wege erlangen konnte, that sie es auf betrügerischem und — und — Wir müssen die Sache so betrachten, wie sie ist, und Du darfst Dich von Deinem mitleidigen Herzen nicht blenden lassen."

„Nein, Papa, Das will ich auch nicht. Die Wahrheit darf aber auch andern Theils unsere Herzen nicht grausam machen."

„Ich richte auch nicht."

„Nein, richten dürfen wir nicht, wohl aber können wir der armen Unglücklichen in ihrem Jammer beistehen. Ich habe versprochen, Alles für sie zu thun, was in meinen Kräften steht. Nicht wahr, Du wirst es mir erlauben?"

„Ich weiß," entgegnete der Baronet, „noch nicht recht, was sie zu thun gedenkt. Jeder Beistand, den

Du ihr leisten kannst, wird, glaube ich, von ihrer eigenen Handlungsweise abhängen."

„Aber ich wünsche in dieser Beziehung Deinen Rath zu hören. Ich will Dir sagen, was ich zu thun gedenke. Es ist klar, daß Mr. Furnival glaubt, sie werde aus diesem Prozeß als Siegerin hervorgehen."

„Aber Mr. Furnival kennt die Wahrheit nicht."

„Eben so wenig, als der Richter und sämmtliche bei dem Prozesse betheiligte Juristen dieselbe erfahren werden. Wie Du ganz richtig bemerkst — uns kommt es nicht zu, als Denuncianten aufzutreten. Wenn man es ihr beweisen kann, so möge man es thun. Sie wird doch nicht gegen sich selbst auftreten sollen."

Und Mistreß Orme schwieg und wartete auf Antwort.

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was ich sagen soll," entgegnete der Baronet nach einer Pause. „Es kommt mir nicht zu, ihr Rath zu ertheilen."

„Ja wohl kommt es Dir zu, ihr Rath zu ertheilen," antwortete Edith und stemmte, indem sie Dies sagte, ihre kleine Hand mit einer Energie, die den Baronet förmlich betroffen machte, auf den Tisch. „Lady Mason ist unglücklich und unser Gast. Woher weißt Du die Wahrheit? Warum hat sie dieselbe Dir und mir gestanden? Weil sie, wenn sie dieselbe nicht gesagt, Dich nicht von Deinem Vorsatz hätte abbringen

können. Es war sehr großherzig von ihr, Vater; gestehe Dies. Es war sehr großherzig."

„Ja, Dies war es allerdings. Es war großherzig und selbstverleugnungsvoll. Es wäre niedrig von uns, wenn wir Dies vergessen wollten."

„Doch ich wollte Dir meinen Plan mittheilen. Lady Mason muß diese Criminaluntersuchung bestehen."

„O, darüber kann kein Zweifel obwalten."

„Und dann, wenn sie glücklich durchkommt, auf das Besitzthum verzichten."

„Ich sehe aber nicht ein, wie sich Dies arrangiren ließe. Das Besitzthum gehört Lucius, und sie kann daher nicht darauf verzichten. Wenn Betrug und List thätig gewesen sind, ist es nie sehr leicht, die Dinge wieder in die gehörige Ordnung zu bringen."

„Nun, dann wollen wir wenigstens thun, was wir können. Nimm selbst den Fall an, daß Du es Lucius später selbst sagen müßtest — wenn es nöthig wäre, weißt Du."

Und so beredete sie ihn allmählich, obschon er in Bezug auf die Schritte, die er selbst thun müsse, immer noch zu keinem Entschluß kommen konnte.

„Uebrigens darf Lady Mason unser Haus auch nicht sofort verlassen. Dies würde Aufsehen machen und ihr schaden," hob Mistreß Orme wieder an.

„Aber wie kann sie hier bleiben, liebe Tochter? Sie kann doch mit Niemand weiter verkehren, als den Dienstleuten,“ entgegnete Sir Peregrin.

„Und mit mir,“ bemerkte Edith kühn.

„Du willst also noch auf die frühere freundschaftliche Weise mit ihr umgehen?“

„Ja wohl, und zwar nicht blos hier, sondern auch in Orley Farm.“

Es ward demgemäß nach noch einigem Hin- und Herreden ausgemacht, daß Lady Mason vor der Hand ihr Zimmer behalten und Zutritt zu Mistreß Orme's Ankleidezimmer haben sollte.

Als man sich auf diese Weise geeinigt und Mistreß Orme sich zum Diner angekleidet hatte, ging sie wieder zu Lady Mason.

Sie fand dieselbe im Bett und sagte ihr, daß sie nach dem Diner wieder zu ihr kommen und ihr Alles sagen werde.

Spät am Abend, als ihr Sohn sie verlassen, begab sie sich auch wieder zu ihrer unglücklichen Freundin, nahm an ihrem Bette Platz, erzählte ihr, welche Pläne man in Bezug auf sie entworfen, und hob dabei ausdrücklich hervor, daß Orley Farm an Joseph Mason zurückgegeben werden müsse.

„Sie finden Dies wohl selbst recht?“ fragte sie dann und zitterte fast bei dieser Frage, die mit der

von Lady Mason verübten That in so genauem Zusammenhange stand.

„Ja," sagte Lady Mason, „ich finde Dies recht."

Dann aber dachte sie auch daran, daß es gar nicht in ihrer Macht stehen würde, auf das Besitzthum zu verzichten. Wenn dasselbe freiwillig aufgegeben werden sollte, so konnte Dies nur durch ihren Sohn geschehen. Dies fühlte sie, aber gleichzeitig fühlte sie auch, daß Lucius von allen Menschen der Letzte sein würde, der sich zu einem solchen Schritte verstände, wenn ihm die Nothwendigkeit desselben nicht durch angemessene Gründe dargethan würde.

Nach etwa einer halben Stunde sah Lady Mason sich wieder allein und schlief, da sie nun eine Theilhaberin ihres Geheimnisses hatte, fester und ruhiger, als der Fall gewesen, seitdem sie die erste Nachricht von Mr. Dockwrath's Rache erhalten.

Sechzehntes Kapitel.

Richter Staveley und Felix Graham.

Wir kehren jetzt nach Noningsby zurück.

„Ich habe zwei Briefe zu schreiben," sagte Felix Graham, der das Bett verlassen hatte, zu seinem Freund August Staveley.

„Was sind denn das für Briefe?"

„Einer an meine Aufwärterin, um ihr zu melden, daß ich morgen nach Hause komme, und einer an Mary Snow, welcher ich mittheilen will, daß ich sie übermorgen besuchen werde."

„Dann laß das Briefschreiben für heute nur sein, lieber Freund. Morgen darfst Du doch nicht fort."

„Wer sagt Das?"

„Mein Vater. Er will selbst mit dem Arzt sprechen, ehe er Dir erlaubt, fortzugehen. Auch mit

Dir wünscht er zu sprechen und hat mir eben aufgetragen, Dir zu sagen, daß er gleich nach dem Frühstück zu Dir kommen wird."

„An Mary Snow muß ich aber auf jeden Fall schreiben," sagte Graham und schrieb auch in der That drei oder vier Zeilen an seine Verlobte, während August dabei saß.

Dieser hätte sehr gern gewußt, was diese drei oder vier Zeilen enthielten, sein Freund sagte aber Nichts, und der Brief ward endlich zugesiegelt und ihm zur Postbestellung übergeben.

August blieb aber noch etwa eine Stunde bei seinem Freunde sitzen, ohne daß jedoch von Einem oder dem Andern ein Wort über den Gegenstand gesprochen worden wäre, der gleichwohl Jedem in diesem Augenblick sehr am Herzen lag. Beide dachten an Madeline.

„Mein Himmel!" rief August endlich, indem er die Uhr aus der Tasche zog, „es fehlen nur noch drei Minuten an Sieben! Vor dem Schlafengehen besuche ich Dich noch ein Mal. Mittlerweile leb' wohl, alter Junge."

Und Graham sah sich allein.

„Mistreß Baker," sagte er später am Abend zu seiner Aufwärterin, während dieselbe das Theegeschirr

wegräumte, „es sind nun zwei Tage, daß ich Miß Staveley's Stimme nicht gehört habe."

„Das glaube ich wohl," entgegnete Mistreß Baker, „sie bewohnt jetzt ein anderes Zimmer im Hause und kommt deßhalb nicht mehr hier vorbei."

Graham wußte, was diese Worte zu bedeuten hatten, und versank in Gedanken.

Zu einer noch spätern Abendstunde, als die ganze Tischgesellschaft ihren Thee getrunken, Lady Staveley ein Schläfchen zu machen begann und August sich Miß Furnival angenehm zu machen suchte, nahm der Richter seine Tochter Madeline bei der Hand und führte sie in ein Nebenzimmer.

Madeline war darüber sehr verwundert.

„Mein liebes Kind," sagte ihr Vater, nachdem er mit ihr auf einem Sofa Platz genommen, „ich wünsche einige Fragen an Dich zu richten, nämlich in Bezug auf unsern Gast, Mr. Graham. Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich Dir zürne, oder Dir irgend Etwas Unrechtes zutraue, aber ich möchte gern wissen, ob Mr. Graham Dir jemals gesagt, daß er Dich liebe."

„Nein, Dies hat er nie gesagt."

„Deine Mutter glaubt aber, daß Du Dich für ihn mehr interessirst, als Du Dich für einen andern gewöhnlichen Gast interessiren würdest, und Dein

Bruder und Deine Schwester Isabelle scheinen Dasselbe zu glauben."

„Das ist wohl möglich."

„Ich frage Dich demnach ganz einfach und kurz: Wünschest Du mir irgend Etwas in dieser Angelegenheit zu sagen?"

„Nein, Papa, ich wüßte Nichts."

„Nun gut, ich will nicht weiter in Dich dringen; vergiß aber nicht, daß ich und Deine Mutter in Bezug auf Dich keinen andern Wunsch hegen, als Dich glücklich und gut zu sehen."

„Ich bin jetzt sehr glücklich, Papa."

„Und, so viel ich weiß, auch gut," sagte der Richter, küßte seine Tochter und kehrte mit ihr in das große Gesellschaftszimmer zurück.

„Felix Graham ist ein sehr gediegener junger Mann, darauf kannst Du Dich verlassen."

Dies waren die letzten Worte, welche der Richter an diesem Abend zu seiner Gattin sprach.

„Aber er hat leider kein Vermögen," entgegnete sie, „und ist auch außerordentlich häßlich."

Der Richter sagte weiter Nichts, konnte aber nicht umhin, zu bedenken, daß dieser letzte Punkt einer von denen sei, welcher der alleinigen Entscheidung der betreffenden jungen Dame anheimgegeben werden müßte.

Am nächsten Morgen besuchte er, wie er versprochen, Felix Graham in seinem Zimmer.

„Ich freue mich, zu hören, daß es wieder so ziemlich gut mit Ihnen geht,“ sagte er, „aber Sie dürfen sich nicht übereilen. Versuchen Sie jetzt erst wieder mit hinunter in das Gesellschaftszimmer zu kommen, und dann wird sich in einigen Tagen das Weitere finden.“

„Ich möchte aber nicht gern Ihnen länger zur Last fallen, als es unumgänglich nothwendig ist.“

„Ach, schwatzen Sie doch nicht davon. Fühlen Sie sich kräftig genug, um mit mir nun auch einige Worte über Geschäfte sprechen zu können?“

„Ja wohl, ja wohl.“

„Sie haben wohl schon von jenem Orley=Farm=Prozeß gehört, bei welchem unsere Nachbarin, Lady Mason, betheiligt ist?“

„Ja wohl, ich glaube, wir sprachen am Tage vor meinem Unfall an Ihrer Tafel davon.“

„Nun gut, dann sind Sie also davon unterrichtet, wenigstens in so weit, als das allgemeine Publikum von solchen Dingen unterrichtet zu sein pflegt. Joseph Mason, der Gegner und Stiefsohn der Wittwe, ist entschlossen, sie wegen Meineids in Untersuchung ziehen zu lassen.“

„Aber wie kann sie sich eines Meineids schuldig gemacht haben?"

„Sie hat beschworen, daß sie zugegen gewesen sei, als ihr Gatte und die drei Zeugen das Document unterschrieben. Wenn der Ankläger in dieser Beziehung festen Boden unter sich hat, so wird es ihm leichter sein, eine Verurtheilung der Angeklagten zu erlangen, als wenn er sie der Fälschung beschuldigt. Nimmt man nämlich an, daß ihr Gatte niemals ein solches Document ausgefertigt, so ist es klar, daß sie falsch geschworen haben muß."

„Allerdings."

„Dies wäre aber immer noch kein bündiger Beweis davon, daß sie die fragliche Urkunde selbst gefälscht habe."

„Aber es begründete den Verdacht, daß sie von der Fälschung Mitwissenschaft gehabt."

„Das ist wohl möglich, schwerlich aber würde nach Verlauf von so vielen Jahren darauf hin eine Verurtheilung erfolgen. Eine Anklage auf Fälschung würde übrigens auch noch von weit peinlicheren Umständen begleitet sein. Caution würde nicht angenommen werden, und die öffentliche Meinung sich der armen Frau, wenn sie zur Untersuchungshaft gebracht würde, entschieden zuwenden."

„Wer aber die Sache versteht, wird Lady Mason's

Gegnern ihre Barmherzigkeit nicht sonderlich Dank wissen."

„Die Zahl Derer, welche es verstehen, ist verhältnißmäßig sehr gering. — Lady Mason wird also des Meineids angeklagt werden. Ob die Klage schon eingereicht ist, weiß ich allerdings nicht. Mr. Furnival war gestern in London in meinem Bureau bei mir und besprach die ganze Sache mit mir ausführlich. Ich werde bei den nächsten Frühjahrs-Assisen selbst mit thätig sein, bei den in Alston stattfindenden Criminalverhandlungen aber nicht präsidiren, was mir in Anbetracht des Umstandes, daß Lady Mason eine nahe Nachbarin von mir ist, nur lieb sein kann. Mr. Furnival wünscht nun, daß Sie ihm als Mitvertheidiger zur Seite stehen möchten."

„Ich allein?"

„Nein, Sie und Mr. Chaffanbraß."

„Chaffanbraß!" wiederholte Graham. „Der steht aber, wie Sie wissen, nicht im besten Rufe."

„Jedenfalls ist er ein sehr gescheidter Mann, und es kann räthlich sein, sich in einem solchen Falle der Mitwirkung eines Juristen zu versichern, welcher, wie dieser, in der Kunst, einen Zeugen auszufragen, vielleicht nicht seines Gleichen hat."

„Vermuthen Sie, daß die Zeugen bestochen sind?"

„Nein, dazu sind die Herren Round und Crook,

welche die Anklage vertreten, viel zu ehrenhaft. Sie nehmen die Zeugenaussagen, wie ihnen dieselben erstattet werden. Dennoch waltet, glaube ich, kein Zweifel ob, daß wenigstens eine Zeugin jetzt schwören werde, die unter dem Document befindliche Unterschrift sei nicht die ihrige, und deßhalb ist es, wie gesagt, räthlich, einen Mann wie Mr. Chaffanbraß mit für die Angeklagte zu engagiren. Mr. Furnival hat auch noch für einen Dritten gesorgt — Mr. Salomon Aram."

„Diesen auch! Nun, dann wird in London ein förmlicher Mangel an Criminaljuristen eintreten."

„Die glänzendsten Sterne dieses Himmels werden allerdings in Alston strahlen. Wollen Sie also unter diesen Umständen die Sache übernehmen?"

„Würden Sie an meiner Stelle es thun?"

„Ja, das heißt, wenn ich von vornherein von der Unschuld meiner Clientin völlig überzeugt wäre."

„Wenn ich aber nun während des Verlaufs der Dinge mich genöthigt sähe, meine Ansicht zu ändern?"

„In diesem Falle könnten Sie allerdings nicht wieder zurücktreten, sondern müßten der ein Mal übernommenen Aufgabe treu bleiben."

„Kann ich mir die Sache ein paar Tage überlegen?"

„Ja wohl. Ich würde nicht den Auftrag von

Mr. Furnival an Sie ausgerichtet haben, wenn ich nicht glaubte, daß Lady Mason wirklich in dieser Beziehung auf die grausamste Weise verfolgt und gepeinigt wird. Wäre ich ein junger Mann in Ihrer Stellung, so würde ich mich dieser Aufgabe con amore, als Kämpfer für Schönheit und Weiblichkeit, widmen."

Nachdem man noch Einiges über den betreffenden Fall gesprochen, verließ der Richter das Zimmer und sprach im Fortgehen die Hoffnung aus, Graham den nächstfolgenden Tag im Besuchzimmer zu sehen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.



Druck von C. Roeßler in Grimma.



Druck von C. Roeßler in Grimma.

Trollope, Anthony

Orley Farm Ein Roman von Anthony Trollope. Deutsch von A. Kretzschmar

Bd.: 3

Wurzen 1865